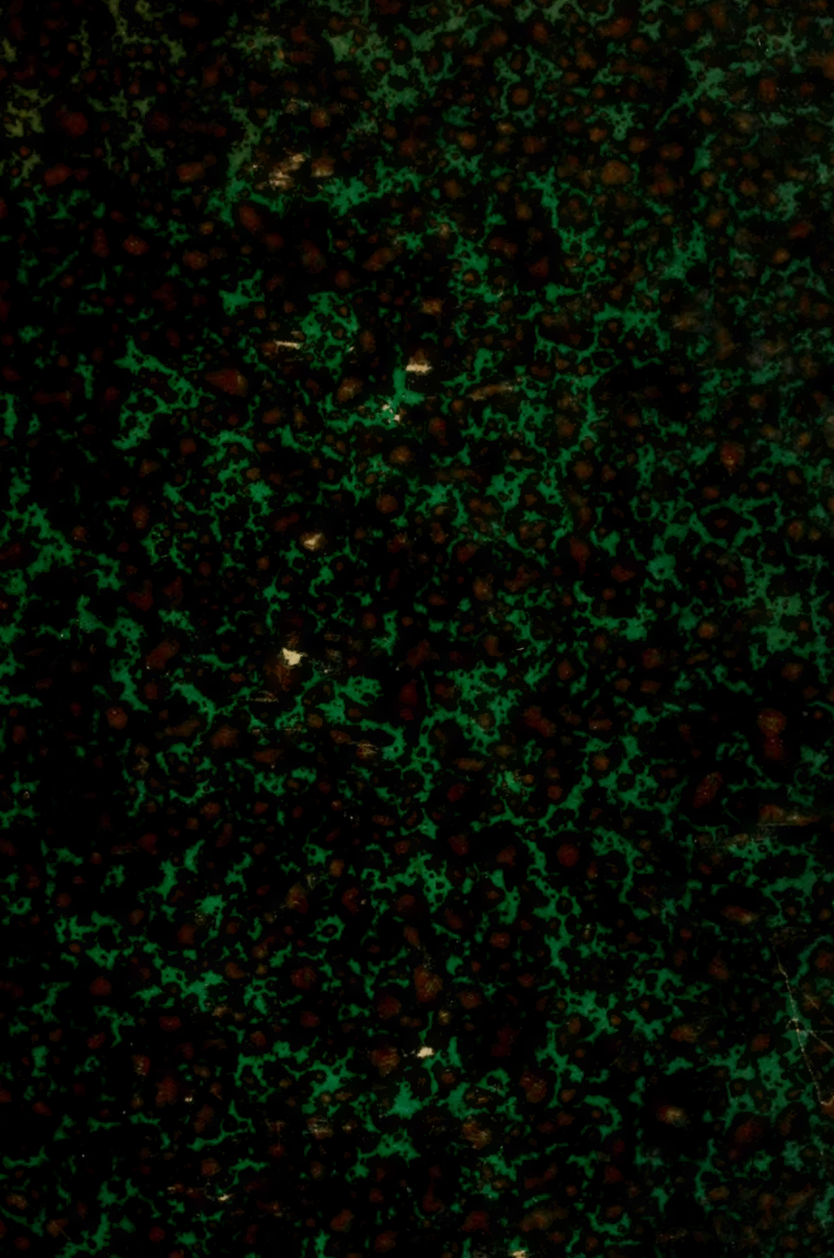




# Grundlagen der neuhochdeutschen Satzlehre

Ein Schulbuch für Lehrer

von

B. Delbrück





Berlin und Leipzig 1920
Vereinigung wissenschaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung; J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung; Georg Reimer; Karl J. Trübner; Veit & Co.



# Vorwort.

Die vorliegende Schrift darf nicht etwa mit dem dritten Bande der jetzt glücklich vollendeten deutschen Grammatik von H. Paul verglichen werden, worin ein außerordentlich reicher, vom Verfasser selbst gesammelter, zum nicht geringen Teile neu eroberter Stoff zur Benutzung vorgelegt wird. Was ich an Stellen aus Schriftstellern anführe, ist zum großen Teil schon von anderen, namentlich von Jakob Grimm im vierten Bande seiner deutschen Grammatik, beigebracht. Meine Absicht ist nicht auf möglichst vollständige Sammlung des Stoffes, sondern auf psychologische und geschichtliche Erklärung bekannter und anerkannter Tatsachen gerichtet. Insbesondere suche ich zu zeigen, wie ein jetzt in die Sprachgenossenschaft Eintretender zur Herrschaft über die Sprache kommt und warum er so vielfach das Ueberlieferte verändert. Ich beschäftige mich also mit Fragen, die den Sprachforschern stets vorschweben oder vorschweben sollten, die aber besonders demjenigen naheliegen, der am Ende einer langen schriftstellerischen Laufbahn auf den ungeheuren Stoff zurückblickt, der in den letzten beiden Menschenaltern auf den verschiedensten Gebieten der Sprachwissenschaft angehäuft worden ist.

Als Benutzer denke ich mir nicht eigentlich meine Fachgenossen, sondern solche Männer und Frauen, welche durch

Beruf oder Neigung zu einer eingehenden Beschäftigung mit der Muttersprache hingeführt werden. Ihnen hoffe ich gezeigt zu haben, wieviel durch geduldige Beobachtung an uns selbst, an unserer Umgebung und namentlich der heranwachsenden Jugend zu gewinnen ist.

Jena, Juli 1920.

**B. Delbrück.**

---

# Inhalt.

## Fünftes Kapitel. Die Wortstellung.

**Zusammenfassung.**

# Einleitung.

In der vorliegenden Schrift sollen ausgewählte Stücke der deutschen Satzlehre vom psychologischen und geschichtlichen Standpunkt aus behandelt werden. Aus dieser Fassung der Aufgabe ergibt sich unmittelbar die Anordnung der Darstellung. Zunächst muß gesagt werden, was man unter neuhochdeutscher Sprache, und zwar sowohl Schriftsprache als Umgangssprache, zu verstehen hat. In dem dann folgenden psychologischen Teil soll erklärt werden, wie beim neuhochdeutsch sprechenden Menschen das Sprechen und das Verstehen zustande kommt, wobei auf die neueren Theorien vom Satze Rücksicht genommen werden muß. Ehe dann die geschichtliche Darstellung folgt, wird zu erörtern sein, was man unter Satzlehre zu verstehen hat.

In der Auswahl der Quellenschriften bin ich äußerst sparsam gewesen, was mir schon deswegen nützlich erscheint, weil der Leser auf diese Weise in die Lage kommt, ohne große Mühe das Gebotene nachzuprüfen. So habe ich denn aus der reichen poetischen Literatur des Mittelhochdeutschen beinahe nur die Nibelungen und Parzival herangezogen. Häufiger wird man den Mystiker Hermann von Fritslar angeführt finden, dessen Heiligenleben 1349 erschienen ist. Herausgegeben ist es von F. Pfeiffer (Deutsche Mystiker Bd. I, Leipzig 1845). Es ist zwar einleuchtend, daß nicht alle diese Predigten von demselben Manne herrühren, aber der Stil ist gleichmäßig und die Sprache darum besonders

wertvoll, weil sie dem Neuhochdeutschen merkwürdig nahesteht. Aus der beginnenden Neuzeit ist nur LUTHER benutzt worden.

Die Zahl der Schriften über Grammatik, welche angeführt werden könnten, ist ungeheuer groß. Man kann mit der Vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen beginnen und so eine ununterbrochene Kette vom Indogermanischen bis in die Neuzeit herstellen. Davon ist abgesehen worden. Andererseits könnte man in die Breite gehen und eine ungemein reiche und wertvolle Mundartenliteratur heranziehen. Auch das ist nicht geschehen, da der Verfasser sich wesentlich auf die Umgangs- und Schriftsprache der Gegenwart beschränkt. Aus den angegebenen Gründen wird nur eine kleine Zahl unmittelbar hierher gehöriger Bücher häufig angeführt werden, nämlich PAULS Deutsche Grammatik, woneben als Schwesterwerk PAULS Deutsches Wörterbuch steht, ferner die mittelhochdeutschen Grammatiken von PAUL und MICHELS. Für die Sprache LUTHERS ist KEHREINS Grammatik der deutschen Sprache des fünfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts (Leipzig 1863) noch immer unentbehrlich. Aus der großen Fülle von Grammatiken, die sich mit der jetzt lebenden Sprache beschäftigen, erwähne ich das Werk des Amerikaners O. CURME, A grammar of the german language, New York the Macmillan Company, London Macmillan & Co., 1905.

---

## Erstes Kapitel.

# Die Gemeinsprache.

In der althochdeutschen Zeit gab es keine Gemeinsprache, vielmehr bediente sich jeder Schriftsteller seiner natürlichen Mundart, so z. B. der Mönch OTFRID von Weißenburg der rheinfränkischen. Ob und inwieweit im Mittelalter eine höfische Dichtersprache vorhanden war, die man in gewissem Grade als Gemeinsprache bezeichnen kann, braucht hier nicht erörtert zu werden, denn es ist unzweifelhaft, daß unsere neuhochdeutsche Gemeinsprache nicht an diese mittelhochdeutsche anknüpft. Die neuhochdeutsche Gemeinsprache hat vielmehr zur Grundlage einen Dialekt, der in althochdeutscher und mittelhochdeutscher Zeit keine Rolle gespielt hat, nämlich den thüringischen. Es ist ein großer Verlust für die deutsche Sprachwissenschaft, daß wir von der Entwicklung des Thüringischen in der alten Zeit nichts wissen. Immerhin ist es nützlich, sich der folgenden geschichtlichen Tatsachen zu erinnern.

Das Reich der Thüringer, die sich an die Ostfranken anschließen, erstreckte sich zur Zeit seiner Blüte von der Donau (bei Regensburg) bis zur Ohre (nördlich von Magdeburg). Der letzte König der Thüringer wurde 531 besiegt. Dabei fiel der nördliche Teil zwischen Unstrut und Ohre an die Sachsen, der südliche Teil an die Franken. Zur Zeit Karls des Großen schied die Saale Thüringer und Sorben. Jetzt wird thüringisch gesprochen in Sachsen-Weimar-Eisenach, Gotha, Altenburg, den beiden Schwarzburg, dem Regierungsbezirk Erfurt, der Umgegend von Klaustal (PAUL 1 S. 91). Das Thüringische ist der Boden, auf welchem die sogenannte LUTHERsche Schriftsprache erwuchs. Wie sie damals klang, müssen wir uns nach dem jetzigen Zustand einigermaßen vorzustellen suchen.

Freilich scheint eine berühmte und oft angeführte Stelle Luthers andere Wege zu weisen. Die Stelle lautet: „ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober und Niderlender verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ Damit kann nach Lage der Sache nicht gemeint sein, daß Luther seine natürliche Sprache durch eine andere ersetzte, sondern nur, daß er sich in gewissen Aeußerlichkeiten nach der Kanzlei richtete. Er schrieb nicht *wīp hūs friunt,* sondern *weib haus freund* und brauchte *ei*, wo die Schwaben *ai* schrieben. Es kann auch nicht gemeint sein, daß der Luthersche Wortschatz der Kanzleisprache entlehnt worden sei, denn wie hätte dieser z. B. für das alte Testament ausreichen sollen? Etwas anders verhält es sich mit der Periodenbildung. Sie war bei Luther im Anfang durchaus nicht einfach und übersichtlich, wurde es aber später mehr, wie man annehmen darf, wohl auch durch den Einfluß der Urform des alten Testaments.

Von diesen Anfängen der Schriftsprache ist ein Ausblick gestattet auf ihre weitere Entwicklung und ihre Umgestaltung zur Verkehrssprache.

Für die weitere Entwicklung sind besonders die Kolonialdialekte, das Sächsische und Schlesische, wichtig geworden. Ungefähr vom 11. Jahrhundert an wanderten thüringische, ostfränkische, sächsische, vlamländische Ansiedler in das Land zwischen Saale und Elbe. Die thüringische Sprechweise überwog. In langsamer, auch durch die Kirche unterstützter Arbeit wurde das stammfremde heidnische Volk allmählich aufgesogen. Es bildete sich ein neues Volk und eine neue Sprache. Diese stand dem Thüringischen ganz nahe, immerhin werden Unterschiede verschiedener Art entstanden sein, doch fühlt sich der Verfasser nicht berufen, sie anzugeben.

Diese neue Sprache, die wir die obersächsische Mundart nennen, wird jetzt gesprochen im Königreich Sachsen außer dem Vogtlande und der Lausitz [1]), ferner gehört dahin von der Provinz Sachsen ungefähr der Regierungsbezirk Merseburg und der südliche Rand des Regierungsbezirkes Magdeburg, endlich Anhalt, der südliche Teil der Provinz Brandenburg, ein Teil von Böhmen. Das Schlesische wird jetzt gesprochen in dem preußischen und österreichischen Schlesien, soweit sie nicht slavisch sind, in der sächsischen Lausitz, in Teilen von Böhmen und Mähren.

In literarischer Beziehung ist zunächst Schlesien wichtig geworden, weil OPITZ und seine Schule einen erheblichen Einfluß auf die Formung dei Schriftsprache ausübten, dann aber vor allen Dingen Leipzig, wo die Grammatiker GOTTSCHED und ADELUNG die Sprache Obersachsens, insbesondere Meißens als für ganz Deutschland mustergültig empfahlen. Ueber den Einfluß ADELUNGS, der unter anderem auch eine Grammatik für die preußischen Schulen verfaßte, äußert sich PAUL S. 129 so: „im allgemeinen läßt sich sagen, daß er mit seiner Festsetzung der äußeren Sprachform durchgreifenden Erfolg hatte und zu einer maßgebenden Autorität wurde, bei der sich die bedeutendsten Schriftsteller Rats erholten, daß er aber mit seiner immer engherziger werdenden Beschränkung des Wortschatzes nicht durchdrang und daß die Poesie den ihr notwendigen freieren Spielraum ihm gegenüber behauptete.“

Weit weniger läßt sich nach dem jetzigen Stande der Forschung der Einfluß abschätzen, den unsere großen Schriftsteller auf die Wortwahl und die Satzbildung gewonnen haben. Auch ein anderes darf nicht vergessen werden. Wie die Umgangssprache der Gebildeten aus der Schriftsprache hervorgegangen ist, so hat sie auch auf diese zurückgewirkt. Das

1) Diese wie andere hier nicht einzeln aufgeführte geographisch naheliegende Mundarten gehören dem Fränkischen an.

scheint in erheblichem Maße zur Zeit unserer Klassiker geschehen zu sein. Die norddeutsche Umgangssprache, wie sie z. B. in WILHELM V. HUMBOLDTS Briefen hervortritt, steht der jetzigen Schriftsprache näher als die gleichzeitige Prosa GOETHES.

In der Gegenwart haben wir eine Schriftsprache, die ausgeglichener ist, als sie vor hundert Jahren war, eine völlige Vereinheitlichung aber ist nicht eingetreten. Auch die Schriftsteller, die den größten Wert auf die Reinheit der Sprache legen, z. B. THEODOR STORM und KONRAD FERDINAND MEYER, verraten dem Kundigen ihre Herkunft.

Die Schriftsprache beschränkte sich, ihrer Entstehung gemäß, zunächst auf das amtliche und das literarische Gebiet. Allmählich aber entwickelte sich aus ihr eine allgemeine deutsche Umgangssprache. Der erste Weg dazu ging durch die Schule, wo die Kinder an Vorlagen lesen und schreiben lernten, die nicht der Mundart, sondern einer ihnen fremden Sprachform angehörten, und wo sich deshalb eine Ausdrucksweise ausbildete, die in bewußtem Gegensatz zur Mundart stand. Ein zweiter Weg ging durch die Aemter, denn es war natürlich, daß Stellen wie die Stadtverwaltungen mit den fürstlichen Kanzleien Schritt hielten, die der Schriftsprache folgten, und daß von hier aus manches in das Publikum drang. Sehr wichtig wurde auch, daß der immer mehr sich ausbreitende Buchdruck die Schriftsprache zu den Einzelnen trug, die von ihr für den schriftlichen und mündlichen Ausdruck lernten. Durch diese und ähnliche Einwirkungen wurde vor allem in den Städten eine Gemeinsprache ausgebildet, die den Mundarten immer mehr Abbruch tat. Jetzt herrscht sie etwa auf folgenden Gebieten: Zunächst im gesamten Briefverkehr. Denn auch die Ungebildeten suchen ja in ihren Briefen hochdeutsch zu schreiben, da sie mundartlich zu schreiben nicht gelernt haben. Sodann in der Schule.

Auch in der Predigt ist wohl jetzt die Mundart ausgestorben, während der Geistliche im Einzelverkehr naturgemäß sich ihrer oft bedient. Entsprechend steht es bei den Behörden. Auch das politische Leben ist wohl wesentlich entweder von der Schriftsprache oder von der höheren Umgangssprache beherrscht, denn es wird nicht häufig vorkommen, daß in Wahlversammlungen im Dialekt geredet wird. Ferner versteht es sich von selbst, daß der Verkehr zwischen Personen, die verschiedenen Sprachgebieten angehören, sich in der Gemeinsprache abspielt. Endlich herrscht sie in den Häusern und Gesellschaften der höher gebildeten Kreise.

Die Gemeinsprache verläuft vielfach in die Mundart und ist deshalb in sich verschiedenartig gestaltet. Stark ist die Verschiedenheit in der Aussprache, obgleich auch diese einheitlicher geworden ist, sehr bedeutend auch im Wortschatz, worüber die Schrift von P. Kretschmer überraschende Auskunft gibt. Am geringsten dürfte sie in der Satzbildung sein.

Will man die Verkehrssprache mit der Schriftsprache vergleichen, so muß man zunächst das ganze Gebiet ausscheiden, das dieser allein zufällt, nämlich das der in Versen verlaufenden Dichtung. Ferner solche schriftsprachliche Werke, die die Umgangssprache wiederzugeben suchen, z. B. Schauspiele. So bleiben denn im Grunde nur die Erzählung und die Erörterung. Dabei zeigt sich, daß die Schriftsprache manches Ueberlieferte bewahrt, was in der Umgangssprache bereits aufgegeben ist. So werden z. B. der Genetiv und der Konjunktiv weit häufiger angewendet. Der Periodenbau ist kunstvoller. Von Einzelheiten erwähne ich z. B., daß in der Umgangssprache *ein* die obliquen Kasus zu *man* liefert, was in der Schriftsprache nicht geschieht. Man spricht also z. B. *das kann einen ärgern,* schreibt aber *darüber kann man sich ärgern.*

---

Zweites Kapitel.

## Begriff des Satzes.

Hier ist zunächst nur von den einfachen unabhängigen Sätzen die Rede. Das Satzgefüge kommt später zur Besprechung.

Ein Satz ist — darüber sind die Gelehrten einig — eine mit sprachlichen Mitteln erfolgende Aeußerung, die dem Sprechenden und Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheint. Die Abgeschlossenheit läßt sich freilich nur bei langsamem Vorstellungs- und Sprechverlauf deutlich beobachten.

Der einfache unabhängige Satz muß auf der einen Seite gegen einen Schrei, Pfiff usw., auf der anderen Seite gegen das Wort abgegrenzt werden. Im Gegensatz gegen einen Schrei ist er eine in artikulierter Rede erfolgende Aeußerung. Es ist freilich nicht ganz sicher, was unter artikulierter Rede zu verstehen ist, z. B. ob eine Interjektion wie *hm!* oder *pst!* dazu gehört. Deswegen ist es richtig, eine innere Bestimmung hinzuzunehmen und zu behaupten, daß ein Satz die Aeußerung von etwas Gedachtem vorstelle, nicht den Ausdruck eines bloßen Gefühls. Der Unterschied zwischen Denken und Fühlen ist allerdings nicht in der Grammatik, sondern in der Psychologie zu lehren. Zur Abgrenzung gegen das Wort ist hervorzuheben, daß ein Satz stets aus einem inneren in sich zusammenhängenden und abgeschlossenen Vorgang hervorgeht, während ein Wort ein willkürlich herausgeschnittenes Stück der menschlichen Rede darstellt. Diese Angabe trifft auch auf einwortige Sätze zu. Wenn ich bei dem Anblick eines rasch sich nähernden Tieres sage: *ein Pferd,* so entspricht dieser Satz einem Vorgang, mittels dessen ich mir von der Beobachtung Rechenschaft gebe, daß dort ein Pferd

kommt. Ich könnte mich auch umständlicher ausdrücken. Darum ist aber nicht anzunehmen, daß in dem einwortigen Satze die übrigen Worte weggefallen sind. Es muß nur ein innerer Vorgang vorliegen, der so oder so ausgedrückt werden kann. Ein Wort aber wie *das Pferd* ohne Zusatz des Tones, welcher den inneren Vorgang andeutet, ist nicht ein Satz, sondern ein Stück eines solchen.

Unter den Sätzen, die aus einem einzigen Worte bestehen, erscheinen uns manche mit Recht als ergänzungsbedürftig, z. B. *heute,* das als Antwort auf die Frage *wann willst du abreisen?* dient. Andere finden wenigstens leicht eine Ergänzung, z. B. *herein!* Sie unterscheiden sich von Worten, die innerhalb eines Satzes erscheinen, dadurch, daß sie denselben Verständigungswert wie Sätze haben, und werden deshalb mit Recht als Sätze bezeichnet. Bei anderen einwortigen Sätzen kommt eine Ergänzung nicht in Frage, so bei Vokativen wie *Karl!* und Imperativen wie *komm!* Bei dem Vokativ ist der innere Vorgang der, daß jemand sich mit seinen Gedanken einer Person zuwendet, deren Aufmerksamkeit er erregen will, bei dem Imperativ der, daß er einen anderen zu einer Handlung anregen will.

Bei den mehrwortigen Sätzen entsteht die Frage, was zuerst in der Seele vorhanden ist: das Ganze oder die Teile, ein ungefähres Bild des Satzinhaltes, zu dem dann die Worte hinzukommen, oder die einzelnen Worte, die zu dem Satzganzen verbunden werden. In dieser Hinsicht ist zwischen dem Sprechenden und dem Hörenden zu unterscheiden. Wie es bei dem Sprechenden zugeht, mag an einem Beispiel gezeigt werden. Ein säumiges Familienglied wird erwartet. Bei einem der Wartenden löst sich von dem übrigen inneren Vorrat eine Masse ab, in der ein Bild des Erwarteten nebst der Erinnerung an frühere Vorkommnisse enthalten ist, dazu Gefühle der Spannung, des Unmutes, der

Besorgnis. Wenn eines dieser Gefühle eine gewisse Stärke erlangt, kommt es zu einer Aeußerung, die nach dem zu dem Gefühl gehörigen Satzschema abläuft. Bei dem Gefühl der Spannung ergibt sich etwa *ich möchte nur wissen, ob er heute zur rechten Zeit kommen wird,* oder abgekürzt *ob er wohl heute . . .*; bei dem Gefühl des Unmuts *es ist doch schauderhaft, daß er nie zur rechten Zeit kommen kann* oder abgekürzt *daß er auch nie;* bei dem Gefühl der Besorgnis *es wird ihm doch nichts zugestoßen sein.* Hiernach scheint sich zu ergeben: ein Satz wird nicht so gebildet, daß erst einzelne Worte aus dem Gedächtnis hervorgeholt und dann die verbindenden Gedanken hinzugefügt werden, sondern es ist zuerst ein ungefähres Bild dessen, was man sagen will, vorhanden, die Gesamtvorstellung, wie wir jetzt mit WUNDT zu sagen pflegen, die allmählich deutlicher wird und sich gliedert. Mit der Verdeutlichung und Gliederung stellen sich dann die zugehörigen Worte ein.

Anders liegt die Sache bei dem Hörenden. Er fängt die einzelnen Worte mit dem Gehör auf und stellt zwischen ihnen die nötige innere Verbindung her, mag sie nun durch die Sprachform angedeutet sein oder nicht. Doch ist der Verlauf keineswegs immer so einfach. Häufig schließt sich für den Hörenden bereits an den Anfang des gehörten Satzes eine Gesamtvorstellung an, die von da an seine Aufmerksamkeit beherrscht, so daß er die folgenden Worte kaum mehr recht vernimmt. Daraus entsteht bekanntlich eine Fülle von Mißverständnissen im Gespräch.

Nach allem diesen wird man nicht irren, wenn man behauptet, daß im allgemeinen bei dem Sprechenden die Tätigkeit mit der Gesamtvorstellung anfängt, bei dem Hörenden mit dem Worte. Die Vorgänge beim Reden sind indes sehr zusammengesetzt, und die Beobachtung scheint zu lehren, daß oft die zerlegende und die verbindende Tätigkeit ineinander

verschlungen sind. Vor allen Dingen muß man sich hüten, die Tätigkeit des Sprechenden im einzelnen Falle für zu bewußt zu erklären. Die Hauptrolle beim Sprechen spielen die Satzschemata, mit deren Hilfe die Rede wie von selbst abläuft, wenn sie ihrem wesentlichen Inhalte nach gegeben ist.

Es bleibt noch übrig, etwas zusammenfassendes über die Ausdrücke, Gesamtvorstellung und Satzschema zu sagen.

Eine Gesamtvorstellung ist, wie sich aus dem Vorstehenden bereits ergeben hat, ein Stück geistigen Inhaltes, das sich von dem sonstigen Vorrat einigermaßen abgesondert hat. In diesem Stück sind meistens sowohl Vorstellungs- als Gefühlsteile enthalten, die in fortwährender Bewegung und Bearbeitung begriffen sind, ohne daß der Bewußtseinsträger es immer merkte. Der Erfolg der Bearbeitung ist, daß das Verhältnis der Gedanken und der begriffliche Wert der einzelnen Bestandteile deutlicher zum Bewußtsein kommt. Man fühlt und weiß was der Inhalt, der Zweck, die Formung und die Stimmung der Aeußerung sein soll. Auch einzelne wichtige Worte und Wendungen werden festgelegt. Die Hervorbringung des Satzes geschieht dann nach Anleitung der im Innern vorhandenen Satzschemata. Um diesen Ausdruck klar zu machen, knüpfe ich an die auf S. 14 vorgetragenen Ausführungen über das Sprechenlernen der Kinder an. Ein Kind faßt die Sätze zuerst als Einheiten auf und zerlegt sie dann in Worte. Bei weiterem Fortschreiten setzt es sinnverwandte Worte an die Stelle der gelernten, z. B. *Wasser* an die Stelle von *Milch*. Bald aber lassen sich diese Sinnesbrücken nicht mehr schlagen. Man weist vielmehr einem Worte eine bestimmte Stelle an, weil es einer gewissen Wortart angehört und eine gewisse Aufgabe im Satze erfüllt, z. B. einem Substantivum, welches Subjekt werden soll, die Stelle an der Spitze des Aussagesatzes. Es handelt sich in diesen Fällen nicht mehr um anschauliche Wortbilder, sondern um

Begriffsschemata. Solche Begriffsschemata, auf einen Faden gereiht, bilden ein Satzschema. Man kann freilich nicht deutlich sagen, was ein naiver Sprechender sich unter einem Substantivum oder unter einem Subjekt denkt, aber man muß doch annehmen, daß sich ein gewisses Begriffsgefühl dafür ausbildet. In einem Satzschema sind aber nicht blos diese Wortbegriffe enthalten, sondern auch die zugehörigen Vortragspausen. Daß wir solche gewohnheitsmäßig machen, läßt sich leicht beobachten. Wir machen sie z. B. in dem Satze *das Wetter wird heute vermutlich noch gut werden* nur nach *Wetter* und *heute,* nicht nach anderen Worten; in dem Satze *die Feinde haben unsere Soldaten im Walde überfallen* nur nach *Feinde, Soldaten* und *Walde* und so in unzähligen Fällen. Ferner ist mit den verschiedenen Schemata eine gewisse Tongestaltung notwendig verbunden. Wir lassen die Stimme am Schluß eines Aussagesatzes abklingen, erheben sie aber am Schluß eines Fragesatzes usw. Manche dieser Betonungen sind mit Gefühlen verbunden und somit gehören auch diese zum Schema. Demnach wäre ein Satzschema als eine in der Seele vorhandene, aus Vorstellungspunkten und Pausen bestehende rhythmisch-melodische Reihe zu bezeichnen, die einer musikalischen Reihe am nächsten vergleichbar ist. Beim Sprechen bilden die Satzschemata die Vermittlung zwischen der Gesamtvorstellung und dem Satze. Sie lenken die in der Gesamtvorstellung vorbereitete Sprechtätigkeit in feste Bahnen, in denen sie wie von selbst abläuft und bewirken dadurch, daß wir bei der Formung der Sätze, wenigstens im gewöhnlichen Verkehr, fast keine Schwierigkeiten haben.

Man könnte statt *Schema* vielleicht auch *Typus* sagen. Ich unterscheide die beiden Ausdrücke so, daß ich *Typus* anwende, wenn von den in einer Sprache gegebenen Sätzen, *Schema,* wenn von dem psychischen Verlauf die Rede ist.

Ich füge noch einiges über zusammenhängende

Redestücke hinzu. In einem geübten Redner, der die Formgebung dem Augenblick überläßt, lassen sich bei einem längeren Vortrag zwei Strömungen unterscheiden. Er wendet den Sätzen, die er gerade spricht, seine volle Aufmerksamkeit zu, aber nicht allen Wörtern in gleicher Weise, denn ein Teil läuft ziemlich von selbst in den gewohnten Satzbahnen ab. Während er diese Sätze ausspricht, denkt er schon an die folgenden. Aber diese liegen in seinem Unterbewußtsein noch gleichsam unentfaltet, sie gestalten sich erst allmählich, bis sie an die Reihe kommen.

Uebrigens bilden die unentfalteten Redestücke nicht den einzigen Inhalt des Unterbewußtseins. Der Redner hat außerdem noch den Verlauf des Ganzen im Auge, auch Nebengedanken können sich einstellen, z. B. die Befürchtung, daß die Rede zu lang werden könnte, die Erwägung, ob die Hörer auch alles richtig verstanden haben, endlich auch völlig Abliegendes, z. B. die Erinnerung, daß der Redner zu Hause einen Brief hat liegen lassen u. ähnl.

Das Halten einer Rede wäre unmöglich, wenn jede Wendung im Augenblick des Sprechens mit bewußter Tätigkeit geformt werden müßte. Es verläuft vielmehr vieles mechanisch, und das wäre nicht möglich, wenn nicht die eingewohnten Satzschemata vorhanden wären.

---

Drittes Kapitel.

## Das Sprachvermögen.

Hier soll nicht untersucht werden, wie das Sprachvermögen der Menschen sich von dem der Tiere unterscheidet, auch nicht, wie die Menschen im Anfang zur Sprache gekommen sein mögen, sondern es soll beschrieben werden, wie es bei einem Menschen zugeht, der jetzt in eine Sprache hineinwächst und allmähiich Gewalt über sie erlangt. Dabei kann nicht anders verfahren werden, als daß einzelne Vorgänge ausgesondert und nacheinander dargestellt werden, es liegt aber auf der Hand, daß in der Wirklichkeit das hier Geschiedene zusammen auftritt und eines auf das andere wirkt. Ich unterscheide:

Erstens: Ein Kind lernt eine Anzahl von Lauten und Lautverbindungen so hervorzubringen, wie es sie in seiner Umgebung hört. Die Aneignung geschieht bei normalen Kindern nicht so, daß wir dem Kinde zeigen, wie es seine Sprechwerkzeuge stellen soll, sondern die Vermittlung erfolgt durch das Ohr. Da dieselben Muskelbewegungen immer wiederkehren, entwickelt sich bald ein Bewegungsgefühl, ohne das die Geschwindigkeit des Verlaufes, die wir beobachten, nicht möglich wäre.

Zweitens: Ein Kind hört und behält eine Anzahl von Sätzen, die es als Einheiten auffaßt. Dabei ist zu beachten, was man leicht übersieht, daß in einfacheren Verkehrsverhältnissen immer wieder dieselben oder doch wesentlich dieselben Sätze wiederkehren, die sich nach Inhalt, Zweck, Stimmung und Betonung von selbst auf mehrere Typen verteilen. Ich führe einige Beispiele an, die jeder aus seiner Erfahrung vermehren kann. Beispiele für Fragesätze und ebenso geformte Ausrufesätze sind: *wer will noch etwas?;*

*wer kann das alles behalten!; wer hat das gesagt?; was ist denn nun wieder los?; was kann ich dafür?!; was kostet das Kilo?; was sagt der Vater dazu?; wem soll man nun glauben?; wie viel ist die Uhr?; wie alt ist eigentlich der Großvater?; wo wohnt denn der Herr Doktor?; wo ist wohl mein Hut geblieben?; wohin wollen wir heute gehen?; womit kann ich Ihnen dienen?; wann bist du denn endlich fertig?; hört denn niemand?; regnet es noch?; kocht das Wasser schon?; schläft dein Schwesterchen noch?; möchtest du noch etwas Suppe?; wollt ihr nun endlich still sitzen?; ist der Herr Professor zu Hause?; ist die Zeitung noch nicht gekommen?; hat es schon acht geschlagen?; du bist wohl nicht recht gescheit?* Beispiele für Aufforderungs- und Wunschsätze sind: *halt den Mund!; nimm dich doch etwas zusammen!; mach nicht ein so dummes Gesicht!; tu mir den Gefallen!; gieß dir doch noch einmal ein!; gib mir mal das Salz her!; bitte, nehmen Sie Platz!; hätte ich doch still geschwiegen!* Die Aussagesätze zerlegen sich von selbst in verschiedene Unterabteilungen, nämlich a) eine Person oder ein Ding beginnen den Satz, z. B. *der alte Mann tut mir leid; meine Kinder machen mir viel Sorge; meine Eltern sind schon lange tot; deine Augen sind rot; mein Schnupfen will auch gar nicht besser werden; die Eier sind jetzt schrecklich teuer; meine Brille sitzt nicht ordentlich; die Tinte ist zu dick geworden; das Feuer ist ausgegangen; die Post ist am Mittag geschlossen; der Brief ist etwas lang geworden; die Geschichte ist mir zu langweilig; du mußt nicht so unartig sein; du sollst einmal zur Mutter kommen; ich möchte ein Pfund Brot haben; ich denke mir das wunderschön; ich glaube ihm nicht.* b) Ein Wort, welches auf Ort oder Zeit hinweist, beginnt den Satz, und zwar so, daß es nicht besonders stark betont ist, z. B. *da hast du recht; morgen geht die Schule wieder an.* c) Ein außergewöhnlich stark betontes Wort beginnt den Satz, z. B. *anständig kann ich das nicht*

*finden; vergessen habe ich's nicht; essen kann ich nichts mehr, vielleicht noch trinken; gestern wäre es noch gegangen, heute nicht mehr; so hätte ich mir das nicht gedacht.* Endlich gibt es viele Sätze, die die Gestalt von abhängigen haben, aber nicht mehr als abhängig gefühlt werden, z. B. *daß du auch nie die Wahrheit sagen kannst!; wie dumm du bist!; wo der Junge nur bleibt!; ob du wohl einmal still sitzen kannst!; ob es wohl noch regnet?; wenn ich das nur nicht immer hören müßte!*

Viele dieser Sätze sind so beschaffen, daß an die Stelle eines mit dem Satze gelernten Wortes ein anderes aus dem Wortvorrat des Kindes gesetzt werden kann, z. B. *ich möchte gern noch etwas Suppe — Fleisch — Kartoffeln — Brot — Butter* usw., womit dann eine eigene Tätigkeit des Sprechenden beginnt. Zunächst handelt es sich wohl um Worte, die ihrer Sachbedeutung nach naheliegen. Dann aber wird die Masse der Wörter zu groß. Es bilden sich dann statt der Einzelanschauungen allgemeinere Begriffe wie „Eßwaren" und in immer fortschreitender Verallgemeinerung „Ding" und ähnliches.

Drittens: Es werden Wörter mit einem gewissen Bedeutungsinhalt gelernt. Das geschieht auf zwei Wegen. Menschen aus der Umgebung des Kindes weisen auf einen Gegenstand hin und sprechen dazu ein Wort aus, das sich im Gedächtnis des Kindes mit dem Wahrnehmungsbilde vereinigt. Zunächst sind die Wörter Eigennamen der Dinge, dann aber, wenn neue ähnliche Wahrnehmungsbilder hinzukommen und sich mit den bisherigen vereinigen, werden Wörter zu Zeichen von Begriffen. Der zweite und bei nicht besonders gepflegten Kindern viel häufigere Weg ist der, daß sich im Innern des Kindes die in verschiedenen Sätzen vorhandenen gleichen Redestücke aus den Sätzen loslösen, z. B. *Hand* aus *gib mir die Hand! was habe ich in der Hand? deine Hand ist aber*

*schmutzig* u. ähnl. Der Vorrat solcher Worte nimmt im Leben fortwährend zu. Da bei ihrer Erlernung nicht auf ein Ding oder einen Vorgang hingewiesen wird, und viele auch Dinge, Vorgänge und Verhältnisse bezeichnen, die nicht in die sinnliche Wahrnehmung fallen, kommt eine Bedeutung oft nur sehr mangelhaft zum Bewußtsein, und es ist eine alte Erfahrung, daß auch Erwachsenen nicht selten erst spät ein Licht darüber aufgeht, was ein Wort eigentlich bedeutet. Die Loslösung der Wörter aus den Sätzen beruht wesentlich auf inneren Vorgängen (denn beim Sprechen pflegen wir ja vor den Wortgrenzen keine Pausen zu machen), sie wird sich also stufenweise und langsam vollziehen. Sie ist im ganzen und großen abgeschlossen, wenn das Kind in die Schule kommt. Fehler gegen die Worttrennung gehören nicht zu den geläufigen.

Viertens: Der Sinn von Wortverbindungen kommt zum Bewußtsein und damit ein erster Eindruck von der Form und Bedeutung der Wortarten und Flexionsformen. Ein Kind lernt den tatsächlichen Unterschied zwischen *auf dem Tisch* und *unter dem Tisch,* womit zugleich bis zu einem gewissen Grade deutlich wird, daß *Tisch* einen Gegenstand, *auf* und *unter* aber eine Raumanschauung bedeuten. Wenn ein Kind bald artig bald unartig genannt wird, muß *Kind* als das Dauernde, *artig* und *unartig* aber als ein vorübergehender Zustand, eine Eigenschaft, erscheinen. An *gib mir die Hand* dämmern die Kasusbegriffe auf. Wahrscheinlich zuerst an Pronominalformen, die sich in ihrer Gestalt greifbar unterscheiden. Ich habe in meiner Einleitung (S. 221) einen Satz angeführt, den ich hier wiederholen will. Auf die Frage *was soll der Fritz?* erfolgt die Antwort *seine Suppe soll er essen.* Wenn nun ein Erwachsener scherzhaft *ihn* statt *er* sagt, so erscheint das schon einem noch nicht schulpflichtigen Kinde lächerlich. Es merkt also in *ihn* schon ein Mißverhältnis

zwischen der Wirklichkeit und der sprachlichen Form. Alle diese schwierigen Begriffe, die ja übrigens auch im späteren Leben nie zu rechter Klarheit gelangen, sind nur in dunklen Anfängen vorhanden. Solche Anfänge wirken aber im Einzelfalle als treibende Kräfte. Ebenso steht es mit den zusammengehörigen Formgruppen, die wir Paradigmen nennen. Sie wirken als Kraft, denn wir bilden ja die Formen eines uns neu bekannt werdenden Verbums oder Nomens richtig, aber sie sind nicht im Bewußtsein.

Fünftens: Wortstellung. Die Stellung der Wörter wird zunächst an solchen gleichbleibenden Sätzen gelernt, für die soeben Beispiele angeführt worden sind. Allmählich kommt das Kind in den Besitz der verschiedenartigen Wortstellungstypen, über die im fünften Kapitel gehandelt werden wird.

## Viertes Kapitel.

# Begriff der Satzlehre.
# Einige Bemerkungen zu den Grundbestandteilen des Satzes.

## I.

Man kann die Grammatik in Lautlehre, Wortlehre und Satzlehre einteilen. Von diesen drei Abteilungen löst sich die erste rein ab, während die beiden anderen, wie die Erfahrung lehrt, nicht scharf voneinander zu trennen sind. Dieser Erfahrungssatz mag hier an einigen einfachen Beispielen erläutert werden. In die Lehre von den Worten, nicht von den Sätzen gehört unzweifelhaft die Wortart der Adverbien, also auch ein erstarrter Akkusativ wie *heim.* Nun war aber *heim* nicht immer starr, sondern von Anfang an lebendig, und der Erstarrungsvorgang hat sich erst im Satze vollzogen. Ist es erlaubt, das Ergebnis der Erstarrung vorwegzunehmen, ehe man den Vorgang selbst schildert? — Der Komparativ mit folgendem *denn* oder *als* ist eine Satzart. Es gibt aber eine Schattierung der Bedeutung des Komparativs, die man gern in die Wortlehre stellen möchte. Ein Beispiel dafür wäre *der Mann ist alt, und seine Frau ist auch schon älter.* Aber das hat wieder seine Bedenken, denn dieser Komparativ *älter* unterscheidet sich von dem gewöhnlichen nur dadurch, daß er auf einen unbestimmten Substantivbegriff bezogen wird. — Die drei Formen des Adjektivums gehören in die Wortlehre, aber man kann die sogenannte flexionslose Form nicht aus der Satzlehre verbannen, weil gelehrt werden muß, daß sie ihren Hauptsitz in der prädikativen Ausdrucksform hat.

Diese und viele andere ähnliche Fälle, die beigebracht werden könnten, zeigen deutlich, daß eine strenge begriffliche Scheidung nicht möglich ist, der Darsteller muß sich in jedem

einzelnen Falle helfen, so gut er kann, und dabei den Hauptwert auf die Uebersichtlichkeit legen. Im vorliegenden Falle kommt auf die Sache um so weniger an, als es sich nicht um eine zusammenhängende Darstellung des Ganzen, sondern nur um eine Beschreibung ausgewählter Teile der Satzlehre handelt.

## II.

Es ist nicht empfehlenswert, in jeder Einzelgrammatik von den Urbestandteilen des Satzes, wie Subjekt und Prädikat, zu handeln. Das soll denn auch hier nicht geschehen. Ich will nur zwei Erscheinungen hervorheben, welche dem Germanischen eigentümlich sind, nämlich die Zusammensetzung des Verbums mit *sein* und *haben* und die mehrfache Form des Adjektivums.

### 1. Die Zusammensetzung des Verbums mit *sein* und *haben.*

In der folgenden Darstellung soll die Verbindung der Hilfszeitwörter *sein* und *haben* mit intransitiven Verben untersucht, also z. B. die Frage erörtert werden, warum wir sagen *ich bin gekommen,* aber *ich habe geschlafen.* Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten und die Meinungen der Gelehrten gehen auseinander. Die ältere Ansicht findet man in J. Chr. Adelungs umständlichem Lehrgebäude der Deutschen Sprache, Leipzig 1782, 1, 823 ff., wo als Hauptregel angegeben wird, daß diejenigen Intransitiva, wobei das Subjekt tätig oder doch mehr tätig als leidend gedacht werden muß, *haben,* diejenigen aber, wobei es leidend oder doch mehr leidend als tätig vorgestellt wird, *sein* bekommen. Doch wird zugegeben, daß eine scharfe Grenze sich nicht ziehen lasse, so daß die angeführten Verba nicht nach Bedeutungsgruppen, sondern in alphabetischer Ordnung vorgeführt werden.

Die jüngere, zuerst von Behaghel angedeutete Auffassung ist ausgeführt in der stoffreichen Abhandlung von H. Paul, Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen

mit *haben* und *sein* (aus den Abhandlungen der bayer. Akademie der Wissenschaften I. Kl. XXII. Bd. 1. Abt., München 1902) nebst Nachtrag (Sitzungsberichte der bayer. Akademie, philosophisch-philologische und historische Klasse, Jahrgang 1918, 11. Abh., München 1918). Um diese jüngere Auffassung, mit der ich beginne, zu verstehen, muß man sich zunächst den Sinn der Kunstausdrücke perfektiv und imperfektiv vergegenwärtigen, die der slavischen Grammatik entnommen sind. Ein perfektives Verbum ist ein solches, bei dessen Anwendung sich der Sprechende nach dem Ausdruck der slavischen Grammatiker einen Punkt der Vollendung vorstellt, z. B. *einschlafen,* wobei man an den Zeitpunkt denkt, in welchem das Schlafen wirklich wird. Dabei ist gleichgültig, ob dieser Punkt am Anfang oder am Ende einer vorgestellten Handlung liegt. Das erstere ist der Fall bei *abreisen,* das andere bei *ankommen.* Imperfektiv sind die Verba, deren Handlung man sich im Verlaufe vorstellt, ohne dabei an einen Punkt der Vollendung zu denken, z. B. *schlafen.* Die Gegensätze knüpfen sich also an die beiden Ausdrücke Punkt und Verlauf. Im Deutschen ist die ungeheure Mehrzahl der nicht zusammengesetzten Verba imperfektiv. An perfektiven führt PAUL S. 168 nur an: *werden, kommen, sterben, bersten, schmelzen.* Aber auch diese können imperfektiv gebraucht werden. Man kann z. B. sagen: *der Zug kommt* und sich dabei vorstellen, daß er sich allmählich nähert, im slavischen Sinne perfektiv ist nur *er kommt an.* Ebenso steht es bei *sterben.* Das Verbum ist gewiß perfektiv, insofern man dabei einen Punkt der Vollendung ins Auge faßt, aber man kann es auch im Sinne von *im Sterben liegen* gebrauchen. So sagt z. B. Weislingen im Götz *ich sterbe, ich sterbe und kann nicht ersterben,* wobei dann wieder nur das zusammengesetzte Verbum im slavischen Sinne perfektiv ist. Mit Anwendung dieser Kunstausdrücke wird nun behauptet, daß die Verbindung mit

*sein* perfektiven Sinn hat, die mit *haben* aber imperfektiven. Das trifft für die alte Zeit entschieden zu. In den althochdeutschen Texten, die wir besitzen, wird das Perfektum mit *sein* nur von zwei einfachen Verben gebildet, nämlich von *kommen* und *werden*, die an sich perfektiv sind. Im übrigen liegen fast nur Bildungen von zusammengesetzten Verben vor, z. B. *ingagangan, nidargangan, hinauuīchan* (weichen).

*Haben* als Verbum des Besitzes hat natürlich einen Akkusativ neben sich, z. B. *ich habe einen Ring.* Dazu kann noch ein Partizipium treten, z. B. *gefunden.* Der Satz bedeutet zunächst *ich besitze einen Ring als gefundenen,* dann wurde aus *habe* und *gefunden* ein einheitlicher Tempusbegriff wie *ich bin gekommen,* und so entstand auch für die transitiven Verba ein umschriebenes Perfektum. Allmählich wurde dieses auch von intransitiven Verben gebildet und zwar, wie man vermuten muß, zuerst von solchen, neben denen das Objekt leicht verschwiegen werden konnte, weil es selbstverständlich war, z. B. *er hat gesät, gepflügt.* Dabei war die Aufmerksamkeit nicht auf irgendeinen Punkt der Vollendung, z. B. ein Ergebnis gerichtet, sondern nur auf die Tätigkeit als solche. Der Ausdruck war also imperfektiv. Natürlich schlossen sich aber auch Verba an, welche nicht gerade eine Tätigkeit, sondern einen Zustand ausdrücken, z. B. *ich habe lange geschlafen,* woneben ein Ausdruck stand wie *ich habe einen langen Schlaf getan.* Dieses mit *haben* umschriebene Perfektum ist etwas jünger als das mit *sein* umschriebene, es findet sich in der althochdeutschen Literatur noch verhältnismäßig selten. Ihrem überwiegend geistlichen Charakter gemäß kommt oft der Ausdruck *ich habe gesündigt* vor. Sodann spielt das Verbum *fahren* eine Rolle. Es heißt von einer Göttin und ihrem Begleiter (Notker, Boethius 826, 1), daß sie von der Erde aufwärts gefahren seien (*gefarin habeton*) sechstausend Stadien, und in übertragenem Sinne, daß

ein Mensch bekennen soll, wie er gehandelt hat (*gefarin habet*).

Im wesentlichen ebenso ist es im Nibelungenlied. Bei weitem am häufigsten sind: *ist komen, ist geschehen,* einigemal *ist worden.* Von Verben der Bewegung, die mit Raumadverbien oder Präpositionen verbunden sind, liegen vor: *sīn wir gevarn her* 421, 2; *dar umbe er her geriten ist* 103, 4; *und ist ouch rehte ergangen* (eingetroffen) *als ich mir hēte gedāht* 2370, 4; *dâ ist vil gar zergān* 2242, 2; *der spīse ist zerunnen* 1637, 1. Von *sitzen, stehen, liegen* sind vorhanden: *bestān* im Sinne von *bleiben* (das ursprünglich, wie Paul zeigt, ein perfektives Verbum war), z. B. *ich bin selden hinder in bestān* ich bin selten hinter ihnen zurückgeblieben 1788, 4; zu *liegen* z. B. *die vor iu tōt sint gelegen,* d. h. liegen geblieben sind 2045, 2. Ferner kommen vor *ist erstorben* und *ist genesen,* wobei zu bemerken ist, daß das letztere Verbum ursprünglich bedeutet *wohlbehalten heimkehren.* Von *gelingen* findet sich *wie ist iu hīnt gelungen?* 648, 4, wobei der Punkt der Vollendung vorgestellt ist, später wird es oft mit *haben* verbunden. Das Gegenteil ist *geswichen* in *daz ist mir nie geswichen* hat mir nie versagt, 2185, 1 (so schon ahd.). Für uns auffällig ist, daß im Nibelungenlied wie in der ganzen alten Sprache *träumen* mit *sein* verbunden wird, z. B. *mir ist getroumet hīnte* 1509, 3, später, auch schon bei Luther, tritt dafür *haben* ein. Die Alten scheinen an den Eintritt der Traumerscheinung gedacht zu haben, während wir uns den Verlauf vorstellen. In allen angeführten Fällen ist die perfektive Auffassung natürlich oder unanstößig. Auffallend aber ist *ich waene uns ungelīche hīnaht sī gewesen* uns sei es ungleich in dieser Nacht ergangen, 652, 2. Wenn irgendein Verb imperfektiv ist, so wäre es das des Seins, und es sollte also nach Pauls Regel mit *haben* verbunden werden, was auch in anderen Mundarten geschieht. Wir sehen nicht recht ein, wie

es zu der Verbindung mit *sein* gekommen sein mag. Zu bemerken ist, daß sie verhältnismäßig jung ist. Im Althochdeutschen kommt die Form *gewesen* überhaupt nicht vor. In der vorliegenden Stelle möchte *gewesen* etwa so viel wie *geschehen* bedeuten.

*Haben* tritt auch im Nibelungenliede zu Verben, bei denen ein Objekt unterdrückt, also die Aufmerksamkeit lediglich auf die Handlung gerichtet ist, z. B. *er hāt boeslīche getān, hāt missetān, als ich gesaget hān, hāt widerseit, hāt gelogen, ez hāt nāch mir gesendet Gunther* 758, 2. Dazu kommt *hāt gedienet* und *verdient, geholfen.*

Von Verben der Bewegung sind deutlich imperfektiv: *die stolzen Burgonden habent sō gevaren* (verfahren) 232, 3, und *die recken von dem Rīne die habent sō geriten* 233, 3. Dagegen unterscheiden sich nicht von der Verbindung mit *sein* (vgl. oben S. 23) die folgenden Stellen: *durch wes liebe die helde her gevaren hān* 410, 4; *nāch wiu wir her geriten hān* 1229, 4; *wand ich vriuntlīche in ditze land geriten hān* 2092, 4. Man kann annehmen, daß bei der Verbindung mit *sein* die Aufmerksamkeit auf den Zeitpunkt des Eintreffens, bei der Verbindung mit *haben* aber auf den Vorgang des Reisens gerichtet gewesen sei. Doch läßt sich ein Beweis für die Notwendigkeit dieser Auffassung nicht erbringen. Eine Abweichung von der Regel ist: *dō si gevaren wāren volle niwen tage* 529. Zu den Verben der Bewegung gehört noch: *wir haben her nāch gerant* 1603, 2, wo der Schriftsteller offenbar an die stetige Verfolgung dachte, und: *den wir alher gevolget hān* 699, 4. Dazu bemerke ich, daß *folgen* ursprünglich mit *haben* verbunden wurde, weil man an das dauernde Hinterhergehen dachte, dann aber mit *sein,* weil mehr der Augenblick der Berührung vorschwebte.

Hieraus ergibt sich, daß für die althochdeutsche und mittelhochdeutsche Zeit die Formel Pauls im ganzen und großen

paßt. Sie stimmt auch vielfach für die Gegenwart. Dahin gehört eine Gruppe von Verben, welche als zusammengesetzte mit *sein* verbunden werden und dabei den Eintritt in einen Zustand bezeichnen, während sie als einfache *haben* bekommen und imperfektiv sind.

Beispiele sind: *hat gebebt, ist erbebt; die Blume hat geblüht, ist aufgeblüht, verblüht; die Kerze hat lange gebrannt, ist aber jetzt herunter gebrannt; der Ofen hat geraucht, der Zorn ist verraucht; hat geklungen, ist erklungen; es hat getaut, das Eis ist aufgetaut; hat gelebt, ist wieder aufgelebt; hat geschlafen, ist eingeschlafen; hat die Nacht über gewacht, ist früh aufgewacht; hat vor der Dame gekniet, ist vor ihr niedergekniet; das Pferd hat gelahmt, der Eifer ist erlahmt; er hat gedurstet, ist verdurstet.*

Freilich darf man die Regel nicht äußerlich so fassen, daß man allen zusammengesetzten das Hilfszeitwort *sein,* allen einfachen das Hilfszeitwort *haben* zuschreibt. Es kommt vielmehr auf den Sinn an, und dieser kann bei manchen Zusammensetzungen imperfektiv sein, z. B. *er hat ausgeschlafen,* wobei man an den Verlauf des Schlafens denkt.

Auf einige Verba dieser Art ließe sich wohl auch die Adelungsche Formel anwenden, z. B. auf *wachen,* während sie auf andere nicht paßt, so auf *blühen,* denn *aufblühen* ist sicher nicht leidender als *blühen.* Die Paulsche Formel aber paßt überall, auch für *wachen* und Genossen, man hat also den in ihr enthaltenen Gegensatz als den ursprünglich empfundenen anzusehen. Es ist aber möglich, daß unser jetziges Sprachgefühl in einigen Fällen vorwiegend mit Adelung geht, worüber sogleich weiter zu sprechen sein wird.

Zunächst schließen sich hier noch liegen, sitzen und stehen an. Wir sagen *er hat gelegen,* aber *ist erlegen; hat gesessen,* aber *ist aufgesessen* (in übertragenem Sinne); *hat gestanden,* aber *ist aufgestanden.* Die Lage ist aber hier insofern verwickelter,

als die drei Verba ursprünglich nicht bloß imperfektive Verwendung hatten, sondern auch perfektive, also bedeuteten *ist zum Liegen, Sitzen, Stehen gekommen.* Die Verbindung mit *sein* ist dann unter wesentlicher Mitwirkung der Zusammensetzungen in Süddeutschland zur Alleinherrschaft gekommen, während in Norddeutschland bei den einfachen Verben *haben* gilt. Das Nähere sehe man bei PAUL S. 172 ff.

Ein neuer Gegensatz tritt jetzt bei einigen Verben der Fortbewegung zutage. Dahin gehört zunächst *fahren* (PAUL 182 und Nachtrag 9). Wie in der alten Zeit gebrauchen wir die Zusammensetzungen mit *sein* in perfektivem Sinne, z. B. *er ist abgefahren, ausgefahren, weggefahren.* Doch ist bei *verfahren* und *fortfahren* auch *haben* möglich. Das einfache Verbum wird in alter Zeit in imperfektivem Sinne mit *haben* verbunden, z. B. *er hette gevarn durch die lant Herbort* 220. Doch kommt auch, wie oben bemerkt worden ist, Verbindung mit *sein* vor, offenbar in Nachahmung der Zusammensetzungen. Jetzt ist das allgemein geworden. Wir brauchen *sein* auch dann, wenn die Aufmerksamkeit nur auf den Vorgang gerichtet ist, antworten z. B. auf die Frage *bist du zu Fuß gegangen?* mit *nein, ich bin gefahren,* auch im übertragenen Sinne: *ich bin stets gut dabei gefahren.* Daneben brauchen wir *ich habe gefahren,* wenn die Tätigkeit des Fahrenden ausgedrückt werden soll, z. B. des Kutschers oder des Herrn, von dem man sagt *er hat heute selbst gefahren.* Danach wohl auch *er hat lange als Matrose gefahren.* Dieser Sinn kann auch auf das Kompositum *ausfahren* übergehen, indem man etwa von einem arbeitsunfähig gewordenen Fuhrmann sagen kann *er hat nun ausgefahren.* In der alten Sprache habe ich diese Verwendung von *hat gefahren* noch nicht gefunden. Sie scheint durch Verschweigung eines Akkusativs entstanden zu sein, wie *er hat die Braunen gefahren* oder mit einem

anders gearteten Akkusativ *ich hān gevaren manige vart* Parz. 366, 9. Ueber die Geschichte von *reiten* handelt PAUL 186. Jetzt heißt es *ich bin nicht gefahren, sondern geritten,* wo man nur die Art der Fortbewegung im Auge hat. So ist denn auch *hast* in LUTHERS *deine Eselin, darauf du geritten hast* 4. Mos. 22, 30 jetzt durch *bist* ersetzt worden. Dagegen sagen wir *er hat gut geritten,* wenn wir die Kunstfertigkeit hervorheben wollen. Entsprechend verhält es sich meinem Sprachgefühl nach bei *schwimmen.* Von einem Manne, der sich aus einem Schiffbruch gerettet hat, sagen wir *er ist über eine Stunde geschwommen,* dagegen von dem Sieger im Wettschwimmen *er hat am besten geschwommen.* Unsicher bin ich bei *fliegen,* wenn es von einem Flieger, und bei *laufen,* wenn es von einem Läufer gesagt ist.

Für andere Verba der Fortbewegung gilt die von PAUL aufgestellte Formel: *der Vogel hat geflattert, ist ins Zimmer geflattert; er hat nach dem Fall lange gehinkt, ist mühselig nach Hause gehinkt;* so auch bei *hüpfen,* das als Vertreter von *tanzen* auch dessen Formel folgt.

Andere hatten früher *haben,* so heißt es bei LUTHER *haben wir nicht in einerlei Fußtapfen gegangen?* 2. Kor. 12, 18 (in der jetzigen Fassung *sind*); *ich habe oft gereiset* 11, 26 (jetzt *bin*); *mein Tritt hätte viel nahe geglitten* Ps. 73, 2 (jetzt *wäre*); *hat mein Gang gewichen aus dem Wege* Hiob 31, 7 (jetzt *ist*). Dagegen *hat mein Fuß geeilet* Hiob 31, 5; *ich hätte schier gestrauchelt* Ps. 73, 2, *auf daß ich nicht vergeblich liefe noch gelaufen hätte* Gal. 2, 2 ist beibehalten. Hierin zeigt sich ein Fortschreiten des *sein,* was wahrscheinlich von den Komposita herrührt.

Hiernach läßt sich nun der Gang der Entwicklung überblicken. Das Partizipium, welches wir in der lateinischen Grammatik als Part. perfecti passivi bezeichnen, hatte ursprünglich nicht passivischen, sondern perfektiven Sinn. Schon

in der vorgermanischen Zeit sind solche Bildungen des Sinnes *zum Stehen gekommen, hingetreten, gestorben, in Zorn geraten* u. ähnl. vorhanden gewesen. Zu Verben, die nur imperfektiven Sinn hatten, konnten sie nicht gebildet werden. So ist es auch im Germanischen. Auch jetzt können wir nicht sagen *ein gelaufener Hund, ein geschlafenes Kind,* wohl aber *ein weggelaufener Hund, ein eingeschlafenes Kind.* So war es im älteren Deutsch auch bei prädikativer Verwendung. Erst später hat man sich gewöhnt, in Nachahmung von *er ist weggelaufen* auch zu sagen *er ist gelaufen.* Ueber *haben* ist oben S. 24 gesprochen worden. Es wurde zuerst bei transitiven Verben gebraucht, dann bei solchen, die auch intransitiv sein konnten, endlich bei rein intransitiven. Man konnte also sagen *ich habe das Pferd geritten,* dann auch *ich habe geritten;* danach *ich habe geschlafen* (dieses z. B. bei Walther). Daß die Konstruktion mit *haben* sich ausbreitete, war natürlich, denn es lag ein Bedürfnis vor, das Perfektum, welches ja einen anderen Sinn hatte als das alte Präteritum, von solchen Verben zu bilden, die man mit *sein* wegen des imperfektiven Sinnes nicht verbinden konnte, z. B. von *schlafen.* Es ist wahrscheinlich, daß die Sprechenden zu einer gewissen Zeit, die sich nicht genauer abgrenzen läßt, die Zusammensetzung mit *sein* wirklich als perfektiv, die mit *haben* als imperfektiv empfanden. Dafür spricht nicht nur der hier dargestellte Tatbestand, sondern auch die Ueberlegung, daß unseren Vorfahren derselbe Gegensatz auf einem anderen Gebiete geläufig war. Denn es kann, wie z. B. aus den Ausführungen in Pauls Mittelhochdeutscher Grammatik hervorgeht, nicht bezweifelt werden, daß sie die Vorsilbe *ge* als perfektivierend empfanden, wie wir es jetzt etwa noch bei *rinnen* und *gerinnen, frieren* und *gefrieren* tun.

Zu diesem Gegensatz ist nun zu einer nicht genau zu bestimmenden Zeit bei gewissen häufig gebrauchten Verben

der Fortbewegung ein neuer getreten, nämlich derjenige, den Adelung irrtümlich für alle Verba aufgestellt hatte. Die alte Verbindung *ich habe gefahren* ist also geblieben, aber an die Stelle des alten, nicht mehr recht empfundenen Sinnes ist ein neuer deutlicherer getreten. Daneben hat sich auch *ich bin gefahren* erhalten, welches schon im Mittelalter im Anschluß an die zusammengesetzten Verba entstanden war, aber bei dem einfachen Verbum einen perfektiven Sinn nicht mehr haben konnte. Es unterscheidet sich jetzt von *ich habe gefahren* durch den Mangel des Gefühls der Tätigkeit. Von den Verben der Fortbewegung mag dasselbe Gegensatzgefühl auch auf andere Verba übertragen sein, z. B. auf *wachen* (s. oben S. 25); auch wohl auf Wendungen wie *die Wäsche hat gut getrocknet,* wobei die Hausfrau eine Art Verdienst der Wäsche empfindet, gegenüber *sie ist getrocknet.* Das mag um so mehr der Fall sein, als wir in der Schule auf die Adelungsche Formel hingewiesen zu werden pflegen. Bei den besprochenen Verben der Fortbewegung besteht der Adelungsche Unterschied unzweifelhaft in unserem Sprachgefühl, was, wie mir scheint, bei der Paulschen Formel nicht der Fall ist. Daß sie einst dem lebendigen Sprachgefühl entsprach, erfahren wir erst aus der geschichtlichen Betrachtung. Ein jetzt Lebender muß also den Unterschied zwischen *sein* und *haben* für viele einzelne Verba oder für Gruppen derselben einfach lernen. Kein Wunder, daß wir manchmal im Zweifel sind, wie wir uns ausdrücken sollen.

### 2. Die mehrfache Form des Adjektivums (starkes und schwaches Adjektivum).

Wir unterscheiden drei Bildungen des Adjektivums, die wir seit Jakob Grimm als stark, schwach und flexionslos bezeichnen. Das starke Adjektivum ist die Fortsetzung

des alten indogermanischen Adjektivs, das sich ursprünglich in der Bildung der Kasus von dem Substantivum nicht unterschied. Im Germanischen aber sind die meisten Kasus dadurch verändert worden, daß man sich an die entsprechenden Kasus des Pronomens anlehnte. Man sagt also z. B. im Dativ und Akkusativ nicht mehr *blind* wie *Tag,* sondern *blindem* und *blinden* wie *dem* und *den.* Auf die Bedeutung hat diese schon in der urgermanischen Zeit eingetretene Umwandlung keinen Einfluß gehabt. Um die schwache Bildung, eine Eigentümlichkeit des Germanischen, zu verstehen, muß man an gewisse *n*-Bildungen des Indogermanischen anknüpfen, die wie z. B. das lateinische *juvenis* „Jüngling, jung", zwischen Substantivum und Adjektivum schwanken. Sie konnten an Personalbezeichnungen als feste Apposition angefügt werden, um auszudrücken, daß der Person eine gewisse Eigenschaft anhaftet. So sagt man z. B. im Altisländischen *Sigurđr ungi* „Siegfried der junge", jetzt Karl der Kahle u. ähnl. Von Personen übertrug man diese Bezeichnungen der Eigenschaft auch auf Tiere, Waffen, andere Dinge verschiedener Art, und so entstand neben dem alten Adjektivum schon in der urgermanischen Zeit ein neues, das wie das alte durch alle Kasus, Zahlen und Geschlechter durchgeführt wurde. Ihrem Ursprunge gemäß war die neue Form eine Bestimmtheitsform. Denn *Sigurđr ungi* bedeutete nicht ein junger S., sondern der junge S. Deshalb gewöhnte man sich, den bestimmten Artikel, sobald dieser ausgebildet worden war, vor dieses Adjektivum zu stellen. Wurde nun das schwache Adjektivum in Verbindung mit einem Substantivum verwendet, das wegen seiner Bedeutung oder wegen vorhergegangener Erwähnung bestimmt war, so gewöhnte man sich, im Gegensatz dazu, bei unbestimmtem Sinne die starke Form zu gebrauchen, die auf diese Weise eine Verengung des Gebrauchs erfuhr. Die sogenannte flexionslose Form ist nicht etwa irgendwie

verstümmelt, sondern ein Rest der alten starken Bildung. So ist z. B. *gut* in *gut Ding will Weile haben* eine ebenso regelrechte Neutralbildung wie *Ding*.

Aus diesem Tatbestand ergibt sich die Regel, daß hinter dem Artikel *der, die, das* die schwache Form des Adjektivums stehen muß. So verhält es sich auch seit alter Zeit. Zwar finden sich Abweichungen, wie sie PAUL auch für das Neuhochdeutsche verzeichnet, aber sie werden von uns als fehlerhaft empfunden. Wie mit *der* steht es jetzt mit *dieser* und *jener*. Im Mittelhochdeutschen freilich finden sich nach *dieser* oft starke Formen, auch im Neuhochdeutschen nicht selten, z. B. *diese einzelne Stücke* bei LESSING. In solchen Fällen hat man wohl zwei parallele Adjektiva empfunden, während wir jetzt *dieser* als führenden Artikel ansehen.

Wo der bestimmte Artikel nicht steht, hätte man im Gegensatz dazu die starke Form des Adjektivums zu erwarten. Das trifft zu für die Fälle, wo ein artikelhaftes Wort überhaupt nicht vorhanden ist. Wir sagen *alter Wein, frisches Wasser, artige Kinder, mit offenem Munde, eine Sammlung wertvoller Bücher, ein Beweis großer Frechheit* usw. Nur der Genitiv auf *es* hat sich nicht gehalten, sondern ist durch *en* verdrängt worden. *Reines Herzens* ist biblisch, außerhalb der Formel sagen wir *ein Beweis ernsten Fleißes* u. ähnl. Ja, das *en* ist sogar dahin gedrungen, wo es nicht hingehört, z. B. in *allenfalls*.

Nicht so einfach liegt die Sache, wenn noch ein artikelhaftes Wort wie *ein* oder ein Possessivpronomen hinzukommt. In diesem Falle haben wir nur im Nominativ Sing. die starke Form, z. B. *mein alter Freund, mein liebes Kind,* sonst überall die schwache. Unser Sprachgefühl ist in dieser Beziehung sicher, und etwaige Abweichungen wie z. B. LESSINGS *unsere eigene Weiber* empfinden wir als fehlerhaft. Im Mittelalter war die Unsicherheit groß. Man findet z. B. im No-

minativ neben der gewöhnlichen starken Form auch *mīn varnde guot* Walth. 60, 35; im Genitiv neben *eins süezes slāfes* Reinh. 351, 1641 auch *eins angestlīchen slāfes* Parz. 103, 26; im Dativ neben *an eim īsenīnem ringe* Parz. 408, 23 auch *einem boesen manne* Iw. 2866, neben von *sîner ellentrīcher hant* Troj. 11409 auch *mit sīner ellenthaften hant* Parz. 197, 21; im Plural neben *sīn heidenschiu ougen* Parz. 752, 24 auch *mīniu werden kint* Parz. 117, 23, *dīne kurze tage* Greg. 1796.

Zur Erklärung des früheren Schwankens und der jetzigen Regel muß man davon ausgehen, daß in der Verbindung mit *ein, mein* usw. die starke Form zu erwarten ist. Denn das Substantivum ist dabei ja nicht als erwähnt oder sonstwie bekannt angenommen. Der Nom. sing. *ein alter Freund* zeigt also den ursprünglichen Zustand, die schwache Form aber in *eines alten Freundes* usw. ist aus der Verbindung *des alten Freundes* eingedrungen. Daß die zwei Verbindungen aufeinander wirken konnten, ist klar. Sie liegen im Bewußtsein nahe beieinander, so daß jemand von der einen auf die andere verfallen konnte. So konnte jemand z. B. sagen, er wohne in *einem neuem Hause* und auf Befragen hinzusetzen *in dem neuen Hause am Markt* und nun fortfahren, von einem neuen Hause zu sprechen.

Wenn nun die schwachen Formen bevorzugt wurden, so mußten sie wohl den Sprechenden angenehmer sein. Ich denke, sie waren es vor allem deshalb, weil sie weniger Nachdenken erforderten. In der Verbindung *des alten Freundes, dem alten Freunde* usw. waren Kasus, Genus und Numerus durch *des, dem* ausgedrückt, in vielen Fällen auch durch die Endung des Substantivums, während das Adjektivum, abgesehen vom Nominativ Singularis, unveränderlich war. Man brauchte sich also um dieses nicht zu bemühen, es lief sozusagen von selber mit. Dagegen in der Verbindung mit *ein* ist in *eines altes Freundes, einem altem Freunde* usw.

Kasus, Genus und Numerus zum Ueberfluß auch noch durch das Adjektivum ausgedrückt. Der Sprechende mußte also darauf bedacht sein, auch dessen Abwandlungsformen richtig zu gebrauchen. Auf den Nominativ Sing. griff die schwache Form nicht über, denn *ein* und *mein* haben ja nicht Endungen, die man als bedeutungstragend empfindet wie *eines, meines, einem, meinem.* Daß diese Auffassung richtig ist, folgt unter anderem auch aus der Behandlung des Adjektivums nach *welch, welcher, manch, mancher.* Wir sagen *welch schreckliches Unglück,* aber *welches schreckliche Unglück; manch junger Bursche,* aber *mancher junge Bursche.* Zu diesem Gesichtspunkt der ersparten Mühe kommt wohl noch einer des Klanges, insofern wahrscheinlich Verbindungen wie *eines altes Freundes, einem altem Freunde* ein gewisses ästhetisches Unlustgefühl erweckten. Doch weiß ich darüber genauere Auskunft nicht zu geben.

In anderen Fällen ist die Bewegung noch nicht zum Abschluß gekommen. Wir sind unsicher, ob wir im Vokativ Pluralis *liebe* oder *lieben Brüder* sagen sollen. Ebenso sind wir unsicher, wenn die Wortverbindung mit einem substantivischen Personalpronomen beginnt. Wir sagen *ich armer Mann, arme Frau, armes Kind.* Aber im Dativ schreibt FONTANE *mir armem Wurm,* dagegen HEINE *mir kranken Sohn der Musen.* In der Umgangssprache wird es wohl vielfach so sein, daß wir *n* sprechen, aber das Bewußtsein haben, eigentlich *m* sagen zu sollen, z. B. *was soll aus mir armen (m) Wurm werden?* Im Plural heißt es im Nominativ *ihr jungen Leute,* aber im Akkusativ *euch junge Leute muß man gehen lassen.* Es ist anzunehmen, daß schließlich das Vorbild von *ein* durchschlagen wird.

---

## Fünftes Kapitel.

# Die Wortstellung.

### Einleitung.

Feste Wortstellungsregeln aufzustellen, hat seine besonderen Schwierigkeiten. Es gab und gibt Beobachter, welche der Meinung sind, daß solche Regeln überhaupt nicht vorhanden seien. Sie behaupten vielmehr, der Sprechende beginne einen Satz mit demjenigen Wort, welches ihm aus irgendeinem Grunde am nächsten liege, und knüpfe dann die übrigen nach der Stufenfolge ihres Wertes daran. Indessen das ist nicht richtig. Eine solche Grundanschauung scheitert schon an demjenigen, was oben im allgemeinen Teil dieser Schrift über den verhältnismäßig geringen persönlichen Anteil des einzelnen an der Hervorbringung der Sätze gelehrt worden ist. Es kommt hinzu, daß die Beobachtung auf weiten Strecken widerspricht. Wir haben viele Sätze mit fester Wortstellung, z. B. *der Junge ist nicht dumm; der Mann hat seiner Frau einen Brief geschrieben; hier kann Schutt abgelagert werden; gib mir die Hand; wer hat das Fenster aufgelassen?; ist die Zeitung noch nicht gekommen?*

Eine solche Gleichmäßigkeit kann nicht auf Zufall, sondern sie muß auf Ueberlieferung beruhen; denn daß der Zufall, d. h. in diesem Falle das persönliche Belieben der einzelnen so gleichmäßigen Erfolg haben könnte, ist ausgeschlossen. Wie alt aber ist diese Ueberlieferung? Geht sie, von uns aus gesprochen, bis auf Lessing, bis auf Luther, bis zu den Nibelungen oder bis auf die althochdeutsche Zeit zurück? In dieser Beziehung haben sich dem Verfasser dieser Schrift bei seinen Studien über vergleichende Syntax eine Anzahl von Hypothesen ergeben, von denen einige erwähnt sein mögen, die sich auf den einfachen Aussagesatz beziehen.

Der einfache Aussagesatz wurde mit stärkerer (höherer) Betonung begonnen und mit schwächerer (niedrigerer) geschlossen. Der Satz begann mit dem Subjekt, das aus Nomen oder Pronomen bestand, und schloß mit dem Verbum. Die übrigen Teile des Satzes wurden in die Mitte genommen. War ein Wort um seines Sinnes willen besonders stark zu betonen, so wurde es an den Anfang des Satzes gestellt, ohne daß die Reihenfolge der übrigen Wörter verändert zu werden brauchte. Diese auf Sinnbetonung beruhende Voranstellung pflegt man als okkasionelle Wortfolge zu bezeichnen im Gegensatz gegen die gewöhnliche habituelle.

Für das Germanische folgt aus diesen Hypothesen die besonders wichtige Annahme, daß die Zweitstellung des Verbums, wie wir sie jetzt im Hauptsatze haben, nicht uralt ist, sondern erst im Germanischen allmählich entstanden. Ursprünglich muß auch bei uns das Verbum in allen Arten von Sätzen, also auch in den Hauptsätzen am Ende gestanden haben.

Was hiermit behauptet wird, ist freilich nur Vermutung, man darf aber ihre Wahrscheinlichkeit nicht unterschätzen, denn sie bildet den Generalnenner zu vielen verschiedenartigen an verschiedenen indogermanischen Sprachen vorgenommenen Beobachtungen. Zum mindesten bilden diese Vermutungen einen Leitfaden, um uns in dem unendlichen Gewirr der massenhaften Tatsachen einigermaßen zurechtzufinden.

Wenn hiernach in den germanischen Hauptsätzen das Verbum einstmals am Ende gestanden hat und von da erst in die Zweitstellung gerückt ist, die es jetzt innehat, so ist selbstverständlich, daß die Verrückung des Verbums nicht für jeden einzelnen Satz behauptet wird, es handelt sich vielmehr nur um die Entstehung des Typus, der früh in das Sprachbewußtsein der Germanen überging und nach welchem von da an in jedem Einzelfalle verfahren wurde.

## Darstellung.

Die Darstellung, welche keine vollständige Darlegung, sondern eher einen Vorstoß bildet, gliedert sich wie folgt:

I. Bemerkungen über den Satzschluß.

II. Das Verbum nebst Zubehör, wobei also nicht bloß vom Verbum selbst, sondern z. B. auch von den zu ihm gehörenden Präpositionen die Rede sein wird.

III. Die geschichtliche Stellung von Dativ und Akkusativ.

IV. Die Stellung einiger Satzpartikeln.

V. Bemerkungen über schwach betonte Pronomina.

## I. Bemerkungen über den Satzschluß.

In der Regel verhält es sich bekanntlich so, daß das einfache Verbum im Hauptsatz Zweitstellung hat, z. B. *mein Vater starb im vorigen Jahre.* Wenn aber zu dem Verbum ein Partizipium oder ein Infinitiv gehören, bleiben diese am Satzende, also *ist im vorigen Jahre gestorben; mußte leider schon früh sterben.* Dagegen im Nebensatz steht das Verbum am Ende, z. B. *weil er immer noch über seiner Arbeit saß; weil er von seinem Plane nicht abließ.* In diesen Fällen steht das Verbum am absoluten Satzabschluß, es kann sich aber sehr häufig mit dem relativen begnügen, und davon soll im folgenden die Rede sein. Eine geschichtliche Darstellung ist nicht beabsichtigt, es kommt mir vielmehr darauf an, die Gründe für die Wahl der einen oder anderen Abschlußform zu ermitteln. Beispiele für den Hauptsatz sind: *er ist mit seiner Arbeit noch nicht fertig geworden* oder *noch nicht fertig geworden mit seiner Arbeit; er geht immer früh mit einem Freunde aus* oder *früh aus mit einem Freunde; heute soll ein Konzert zum Besten der Verwundeten gegeben werden* oder *gegeben werden zum Besten; er ist neuerdings als Freiwilliger eingetreten* oder *eingetreten als.* An Gründen für die

Stellungswahl ergeben sich etwa: Nur der absolute Satzabschluß ist möglich, wenn das nominale Satzglied mit dem Verbum zu einer Sinneseinheit verschmolzen ist, also als Glied einer Zusammensetzung, etwa wie eine Präposition erscheint, z. B. in *er ist nicht auf den Kopf gefallen; die Menschen sind ganz außer Rand und Band geraten; diese Beschreibung muß notwendig in die Irre führen.* Einfache Kasus werden ihrer Kürze wegen nicht an das Ende gestellt. Man sagt z. B. *er hat neulich einen langen Brief geschrieben an seine Frau,* aber nicht *seiner Frau.* Der relative Satzabschluß wird gern in der bequemen Alltagsrede angewendet. Dort wird in einem Satze wie *ich bin fertig geworden mit meiner Arbeit* die Mitteilung stückweise geliefert, während sie in dem schriftgemäßen *ich bin mit meiner Arbeit fertig geworden* straffer zusammengefaßt ist. Ferner, wo das einzelne Satzglied dem Hörer besonders eingeprägt werden soll. So wird ein Geistlicher gern sagen *ihr sollt barmherzig sein gegen euren Nächsten* und nicht *gegen euren Nächsten barmherzig sein.* Auch das ist natürlich, daß man ein Satzstück an das Ende stellt, dem sich anderes anschließen soll. So beginnt z. B. Hermann von Fritslar die Predigt gern in folgender Weise: *diser heilige ist zu lobene umme vil sachen, daz ērste* usw., und so verfahren wir heute ebenfalls.

In bezug auf die Nebensätze kann ich auf O. Behaghel Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, dritte Reihe, Berlin 1896 bis 1901, S. 213 ff. verweisen, der auf das häufige Vorkommen des relativen Abschlusses in der mundartlichen und älteren Literatur aufmerksam gemacht hat. Ich beginne mit einigen Zitaten aus Hermann von Fritslar. Bei diesem Schriftsteller erscheint natürlich häufig das einfache Verbum des Nebensatzes in absoluter Endstellung in solchen Sätzen, welche außer dem Subjektsnominativ keinen anderen Kasus enthalten, z. B. *allez daz volg, daz dar umme saz* 11, 1; *wie diz zu*

*quam, daz merkent* 6, 8; *sāhen, wō her blibe* 6, 23; *man liset, daz sente Andrēas quam* 7, 17; *gip here einen pfenning, daz wir gezollen* 14, 15; *dō der vater quam und diz sach, dō wart her zornig* 12, 8; *dō her darīn quam* 8, 9; *sente Barbaren tag, alse si starb* 12, 2; *du bist schōnre, danne du ie wurdest* 13, 20. Der Prädikatsnominativ kommt noch hinzu: *der dō ein reine kūsch man was* 9, 32; *uber di, di sich juden heizen und nicht juden sīn, und kristen heizen und nicht kristen sīn* 7, 33; *wer der ander was* 6, 24; *ab her ein wīse man ist* 11, 2. Neben dem Nominativ erscheint noch ein anderer Kasus oder eine Präpositionalverbindung: *di dā geistlīchen schīn tragen* 14, 4; *der ie ūf ertrīche quam* 15, 14; *daz sint di, di dises irdenschen gutes nit begeren* 14, 9; *di zwēne di bī ime stunden* 6, 20; *di jungvrowen, di gegen ime sitzet* 11, 8; *ein wort, daz Salomōn sprichit* 9, 11; *wer iren ābent vastet and iren tag vīrt oder ir sunderlīch gebet heldet* 12, 20; *sihestu, wie genēdig dir unser gote sīn* 13, 19; *ich bite dich, daz du mīn wort hōres* 9, 38; *daz man si under di fuze trete* 13, 35; *daz ich mīnen magetum behalde* 10, 3; *Marīā was sēliger dō vone, daz si got geistlīchen trug, dan daz si in līplīchen trug* 14, 29; *daz alle menschen bī einander wēren* 10, 32; *dō daz sente Andrēs hōrte* 7, 1; *dō si di drū wort gesprach* 14, 38; *dō her von der veme stat ging* 12, 18; *alleine ich dīn unwirdig sī* 8, 28.

In solchen Sätzen verbindet sich mit dem Verbum ein Gefühl, daß es den Satz abschließt und zusammenhält. Dieses Gefühl kann aber nicht ungestört zur Geltung kommen, wenn das Mittelstück zu lang wird oder in einen folgenden Satz unmittelbar einmündet. Bei einer solchen Lage zieht man es vor, das Verbum vorwegzunehmen. So z. B. *man vreget ūch, wie verre sī von dem obersten himele biz in den grunt der helle* 11, 6; *aber dō unser herre was drīzig jār alt und drīzehen tage* 6, 10; *wanne di ēwangelisten schriben von der*

*geburt unses herren wan ūf zwelf jār* 6, 9. Der folgende Satz schließt sich unmittelbar an in Fällen wie: *wan si haten eine libe, der niman widerstēn mochte* 8, 3; *alsō daz sīn blut begōz den weg, dō man in hine sleifte* 7, 12; *daz er erkante alle di ding, di* 15, 1; *daz si būweten dise werlt als eine wustenunge* 7, 27; *daz her hinge alse Kristus oder alse sente Pēter* 8, 37.

Das Gleiche wird sich wohl überall im Westgermanischen finden. Es versteht sich aber, daß das Urteil darüber, ob ein Satz überfüllt sei, schwanken kann. Infolgedessen kann in wesentlich demselben Satze die Stellung des Verbums bald die eine bald die andere sein. So habe ich aus den altfriesischen Gesetzen (zitiert nach Heusers Elementarbuch) zufällig notiert: *thetma hini ur-winne mith tele and mith rethe and mith rivchta thingathe,* daß man ihn besiege mit Klage und mit Recht und mit richtigem Urteil 36, 19, aber *thet-ma hini mith tele and mith rethe and mith riuchta thingathe ur-winne* 44, 24.

Ein zweiter Fall ist der, daß das in Betracht kommende Satzstück weder erheblich lang noch belastet ist und doch hinter das Verbum zu stehen kommt. So verfahren wir sehr häufig in der Umgangssprache, z. B. *wenn du fertig bist mit deiner Arbeit; ob ich ihn abholen soll zum Spazierengehen* u. ähnl. Dabei ist vorausgesetzt, daß die präpositionale Wendung nicht mit dem Verbum zu einer Sinneseinheit verschmolzen ist, denn man kann nur sagen *als sie ihre Kinder zu Bette brachte,* nicht *brachte zu Bette* (vgl. S. 37). Dasselbe findet sich sehr häufig bei Hermann von Fritslar, und zwar sind die nachgelieferten Stücke auch bei ihm meist präpositionale Wendungen, z. B. *alse di ūzzern krefte wuchsen in dem līcham* 15, 11; *daz her mit eime ougen sehe in den himel* 8, 34; *alsō daz der gute man slouf in ein steinruzzen* 8, 7; *alle di di sorge der werlde furen in ein geistlīch leben* 14, 1; *nu merket ouch, wie wol er sich vermochte mit gote* 7, 13;

*daz ir daz blut ran ūffe di erden* 13, 2; *daz ich līde von valschen bruderen* 7, 31; *dō si fur von irme vatere* 13, 40; *daz du bist von edlme geslechte* 13, 21; *di grōzen ernesthaften minne, di er hate zu deme līdene unses herren* 6, 28; *daz daz volg ging zu dem richter* 8, 38. Auch ein Infinitiv mit *zu*: *sō schōne, daz ir eigin vater begerte si zu nemene* 12, 3. Manchmal ist es auch ein bloßer Kasus: *wan her ein kunig was des himeles* 8, 31, vgl. 32; *wan her ein hezzer ist aller kūschen herzen* 9, 34.

Auch diese Ausdrucksweise findet sich gewiß oft im Westgermanischen, namentlich da, wo volkstümliche Rede vorliegt. Zu ihrer Erklärung bemerke ich noch das Folgende: In dem Satze *als die Geschöpfe umkamen in dem Wasser* gehört *in dem Wasser* notwendig zum Ganzen. Die Sache liegt nicht so, daß die dem Sprechenden vorschwebende Gesamtvorstellung mit *umkamen* abschloß und er mit einem zweiten Ansatz *in dem Wasser* hinzufügte, sondern *in dem Wasser* war ein notwendiger Bestandteil der ersten und einzigen Gesamtvorstellung, und der Sprechende hätte diese Worte auch vor das Verbum stellen können. Warum tat er es nicht? Offenbar, weil ihm die Anspannung, welche nötig ist, einen etwas längeren Satz bis zum Schlußverbum durchzuführen, im Augenblick nicht bequem war. Die Anspannung lockerte sich schon etwas früher und eine Art von Abschluß trat schon vorzeitig ein, und zwar an dem Punkte, wo die geläufigsten Kurzsätze, nämlich die aus Satzeinleitungswort, Subjekt und Verbum bestehenden, zu enden pflegen. Damit war aber der schon vorgestellte Rest, nämlich die Worte *in dem Wasser* nicht aufgegeben, sondern schloß sich ohne merklichen Tonabstand gleich an das Verbum an.

## II. Das Verbum mit Zubehör.

In der ersten Abteilung werden die verschiedenen Satzarten unter besonderer Berücksichtigung der Verbalstellung

vorgeführt, und zwar zuerst die Hauptsätze, dann die Nebensätze. In der zweiten Abteilung kommen die Wortarten zur Sprache, die zu dem Verbum finitum in nahem inneren Verhältnis stehen, nämlich die Partizipien und Infinitive, die Präpositionen, gewisse Adverbien, das Verneinungswort. Den Schluß bildet eine geschichtliche Erklärung der besprochenen Stellungen.

### A. Die Satzarten und die Stellung des Verbums.

1. Die Aussagesätze. Bei ihnen sind zwei Typen zu unterscheiden, nämlich:

a) Das Subjekt nebst Zubehör beginnt den Satz, dann folgt das Verbum finitum, z. B. *meine Eltern feiern in diesem Jahre ihre goldene Hochzeit; das Haus da oben auf dem Berge gehört mir; das Haus, was du da siehst, gehört mir.*

Hinsichtlich der übrigen Satzglieder sei hier vorläufig nur bemerkt, daß dasjenige an das Ende kommt, welches in dem entsprechenden Nebensatz unmittelbar vor dem Verbum stehen würde, z. B. *er kauft sich täglich ein Brot; die Kinder müssen schon sehr früh in die Schule; er hat heute einen Spaziergang gemacht.* Ebenso wie es sich jetzt im Nebensatz verhält, hat es sich meiner oben ausgesprochenen Vermutung nach im Ursatz verhalten.

b) Ein örtliches oder zeitliches Adverbium eröffnet den Satz, dann folgt das Verbum, das Subjekt usw. Es handelt sich dabei nicht um Adverbien, die einen Satz an den vorhergehenden anschließen und deshalb an erster Stelle stehen müssen, sondern um solche, die an sich schon zu dem Satze gehören, z. B. *hier kann Schutt abgeladen werden; da kommt der Zug angefahren; heute regnet es aber auch den ganzen Tag.*

Es ist unzweifelhaft, daß wir die Stellung in diesen Sätzen als die gewöhnliche empfinden. *Hier* hat nach unserem Sprach-

gefühl nicht etwa eine Vorzugsstellung, vielmehr würde das Subjekt *Schutt* in Vorzugsstellung stehen, wenn wir sagen wollten: *Schutt kann hier abgelagert werden.* Es ist aber wohl möglich, daß in der allerältesten Zeit das Adverbium nur okkasionell an den Anfang kam und sich aus dieser okkasionellen Satzform eine gewohnheitsmäßige entwickelte. Für den vorliegenden Zweck kommt auf diese Frage nichts an.

In den bisher angeführten Formen hat das Verbum Zweitstellung. Es fragt sich, ob es auch Anfangs- und Schlußstellung haben kann. Die Anfangsstellung war früher nicht selten (Paul § 62). Sie trat ein, wenn das Verbum hervorgehoben werden sollte. In der Umgangssprache ist davon etwa *weiß Gott* übrig geblieben. Sätze mit *doch* wie *weiß ich's doch selber kaum* sind mir in der Umgangssprache nicht vorgekommen. Wahrscheinlich begannen sie früher mit einem *ja,* an das sich das Verbum anschloß, so daß dieses, geschichtlich betrachtet, Zweitstellung hat.

Sätze nach Art von *ist das aber heute ein Wetter,* die für uns als ausrufende Aussagesätze erscheinen, sind ihrer Form nach Fragesätze. Vor *bitte, danke, stimmt, kann sein, soll wohl sein* u. ähnl. ist das Subjekt unterdrückt, in *weiß ich nicht* das Objekt.

Die Schlußstellung des Verbums, in alter Zeit und in der Poesie häufig (Paul § 64), ist nur noch erhalten in den sprichwörtlichen Wendungen *je mehr er hat, je mehr er will; wes Brod ich esse, des Lied ich singe,* wo das Vorbild des voranstehenden Nebensatzes die alte Stellung bewahrt hat.

2. Die Heischesätze. Hierbei ist die zweite Person des Imperativs und der Konjunktiv zu scheiden. Der Imperativ steht seit alter Zeit gewohnheitsmäßig am Satzanfang, z. B. *gib mir die Hand; nimm deinen Hut ab!* Zum Imperativ gehört unserem jetzigen Gefühl nach auch die dritte Pluralis des

Konjunktivs mit *Sie*, z. B. *bringen Sie mir ein kleines Glas Bier.* Wenn das Subjekt ausgedrückt wird, steht es nach dem Imperativ, z. B. *sei du nur still,* das vorausgestellte *du* war wohl zuerst als eigenes Sätzchen empfunden. Das Nähere bei SANDERS § 22.

Die dritte des Konj. Präs. im wünschenden oder auffordernden Sinne kann uralter Gewohnheit gemäß auf das Subjekt folgen, z. B. *Gott behüte,* aber auch in Nachahmung der Stellung des Imperativs am Anfang stehen, z. B. *grüß dich Gott; hol dich der Teufel.* Neben dem nachgebenden *es sei* steht das fallsetzende *sei es.* — Ursprünglich zum Konjunktiv gehören wohl auch die ersten Personen des Plurals, wie *setzen wir uns; reden wir einmal von etwas anderem!*

Der sogenannte Irrealis steht am Satzanfang, z. B. *wäre ich nur zu Hause geblieben!; schlügest du dir diese Sache doch endlich aus dem Sinne!; wollte Gott, es wäre so!*

3. Die Fragesätze. Die Konstatierungsfragen haben die Wortstellung des Aussagesatzes, z. B. *Ihr Bruder hat mich gestern auf dem Bahnhof erwartet?* Bei den Pronominalfragen eröffnet das Pronomen des Fraglichen den Satz, mag es nun Subjekt oder obliquer Kasus oder Adverbium sein. Dann folgt das Verbum finitum. Man sagt also *wer kommt da?; was bringst du da?; warum schweigst du?* Im übrigen verläuft der Satz wie ein Aussagesatz.

In den Satzfragen beginnt das Verbum finitum den Satz, z. B. *beißt der Hund auch nicht?; schlafen die Kinder schon?; merken Sie noch etwas von Ihrer Erkältung?; kommst du heut nachmittag mit spazieren?; hast du Hunger?*

4. Die Nebensätze. Ueber sie sei hier nur wiederholt bemerkt, daß in den abhängigen Fragen und den mit einem Kennwort (Relativum, Konjunktion) versehenen Sätzen das Verbum finitum im Gegensatz zu den Hauptsätzen an das Satzende kommt, wo es in absoluter oder relativer

Abschlußstellung steht. Diese Stellung ist aus der Urzeit vererbt.

### B. Die zum Verbum in innerer Beziehung stehenden Wortarten.

Wo eine geschichtliche Betrachtung wünschenswert erscheint, bringe ich einige Belege aus Hermann von Fritslar.

1. Das Hilfsverbum und das Partizipium. Im Hauptsatz steht das Hilfsverbum, wie jedes Verbum finitum, in Zweitstellung, das Partizipium aber in absoluter oder relativer Abschlußstellung. In absoluter z. B. in *dor umme wēr her beste meister gewesen* H. v. F. 15, 13; *du hāst mīne vrowen verkart* (verführt) 7, 4; *aber sente Andreas wart sītelingen* (seitlings) *an das krūze gebunden* 8, 53. In relativer z. B. *dō wart ir gegeben ein kleit von deme himele* 13, 12, wo das Subjekt seiner Schwere wegen nachgestellt ist.

Dagegen im Nebensatz steht beides am Satzende, und zwar das Hilfsverbum hinter dem Partizipium. Beispiele für absolute Abschlußstellung sind: *der um irent willen gemarteret und gekrūziget ist* 7, 6; *der bischof wart geware daz her betrogen was* 11, 14; *under einem busche, dō si sich behalten* (versteckt) *hete* 12, 14; *di vregete he, ab si di juncfrowin ie gesehen heten* 12, 11; *daz got in uns geboren werde* 15, 24. Relativer Abschluß liegt z. B. vor in *wan du versmēhet wēre under allen holzern* 8, 27; *wanne her der ērste geladen ist under den apostolen* 6, 8; *alsō daz der bischof inprant wart in bōser begerunge* 10, 19; *daz si allewege beitende wāren des tōdes* 7, 28; *daz er bekart hate Egeas* 6, 29.

Es kommt auch vor, daß zwar das Partizipium und das Hilfsverbum beide am Satzende stehen, aber das Partizipium hinter dem Hilfsverbum, z. B. bei H. v. F. *wō daz ertrīche sī erhaben uber den himel* 10, 36, vgl. 33; *wan daz ēwige wort werde geborn in der sēle* 15, 16; *wanne du geziret bist*

*geweset mit dem līcham Kristi* 8, 25; *wan ich lange habe begert des tōdes* 9, 7; *mīner heiligen werke, di ich habe getan ūf ertrīche* 4, 30. Die Stellung scheint gewählt zu sein, wenn man die Empfindung hatte, daß die noch übrigen Satzworte nahe zu dem Partizipium gehörten, wie etwa *geborn in der sēle.* Doch fehlt es mir zur Beurteilung an geschichtlich geordnetem Stoff. In der späteren Schriftsprache findet sich oft *ist worden* statt *worden ist,* so in GOETHES Goetz *wenn's nicht wär' durch falsche Leut verraten worden.* In der Umgangssprache ist der Gebrauch nicht gleichmäßig. In Norddeutschland sagt man *weil es vergessen worden ist,* im alemannischen Gebiet dagegen oft *weil es ist vergessen worden.* Der Grund mag wohl ein rhythmischer sein.

2. Das Hilfsverbum und der Infinitiv. Im Hauptsatz steht der einfache Infinitiv in absoluter oder relativer Abschlußstellung. In absoluter z. B. *war umme liz sich Kristus toufen?* H. v. F. 53, 4; *der mensche muz antweder vorder oder hinderwart gēn* vorwärts oder rückwärts gehen 62, 39. In relativer z. B. *dō hōrte her lesen diz ēwangelium, daz kristus sprach* 60, 20; *nummer wil ich geligen eine nacht, dō ich di andere lige* 56, 23; *ich sal ēren und loben dīnen namen* 52, 19; *dar umme sullen wir sīne lēre halden vur alle lēre* 45, 15.

Bei dem zusammengesetzten Infinitiv steht der Infinitiv hinter dem Partizipium, z. B. *wolden daz schif ertrenket haben* 63, 16; *du wilt von mir getouft werden, und ich solde von dir getouft werden* 52, 29. Oder umgekehrt z. B. *und wolde si hān ermort* 12, 10, vgl. 236, 15; 237, 1. Bei uns ist die erste Art durchgeführt.

In den Nebensätzen steht das Verbum in Abschlußstellung und der einfache Infinitiv unmittelbar vor ihm. Beispiele aus H. v. F. sind: *di in den himel ie gefurn und noch faren sullen* 58, 20; *daz man dikein subtilren namen vinden*

*kunde, daz man ime geben mochte* 46, 30; *ein vrāge ist, wi man diz kint etzen sulle und sougen* 57, 39; *daz wir den vater von himelrīche alsus minnen muzen* 47, 10; *ob ich iz an gote suchen tar* wenn ich Gott darum zu ersuchen wage 59, 38. Mit relativem Abschluß z. B.: *als ein man in zēn tagen geriten mochte ūf eime snellen pferde* 48, 14; *daz wir got loben sullen umme di grōzen hōchzīt* 52, 20. Oder der Infinitiv folgt dem Verbum. Das ist erklärlich, wenn der Infinitiv mit an ihn angeschlossenen Worten eine Sinneseinheit bildet, die dem Sprechenden zu lang erscheint, als daß er sie wie einen bloßen Infinitiv vor das Verbum stellen möchte, z. B. *daz her solde sīn ein nāchvolger Kristi und ein geselle der aposteln* 72, 31; *der sich nicht getar wāgen zu geistlīchen dingen* 59, 35; *di in uns sullen wirken grōze innekeit* 52, 21; *daz in unser herre wolde grōz machen in der kristenheit* 63, 3; *dō her nicht di apgote wolde anebeten und in opferen* 65, 30; *den wir mit phīlen* (Pfeilen) *lizen erschizen ūffe dem velde* 67, 1; *ob die sēle daz ēwige wort muge enphān in ir* 14, 24. Auch wir können diese Stellung anwenden, namentlich in getragener und stark rhythmisierter Rede. In anderen Fällen weiß ich einen Grund für die Stellung nicht anzugeben, z. B. *wer ein nūwe jār wil hān* 59, 13; *daz Hērōdes daz kint wolde tōten* 51, 30; *allen menschen, di sich dar zu wollen kēren* 55, 38; *wie alt daz kint mochte gesīn* 50, 15; *daz di drīe krefte der sēle sullen daz kint suchen* 47, 15; *daz kein mensche sō heilic mochte gesīn in dirre werlde* 53, 5. Diese Stellung liegt mundartlich und volkstümlich vor, aber im gebildeten und schriftmäßigen Ausdruck hat man sich gewöhnt, das Verbum gleichmäßig an das Ende zu setzen.

Den zusammengesetzten Infinitiv finde ich bei H. v. F. doppelt gestellt. Entweder folgt auf das Verbum das Partizipium und zum Schluß der Infinitiv, z. B. *ab her icht wolde gebeten sīn von ime* 4, 19; vgl. 17, 4; *daz kein mensche sō*

*grôze sunde mochte getân haben* 53, 36; *daz ein kint sal geborn werden von Jâcobis geslechte* 47, 31, vgl. 50, 12. Oder die Reihenfolge ist Partizipium, Verbum, Infinitiv, z. B. *ob er iz dazu geordent wolde haben* 45, 5; *di wîle her funden mag werden* 48, 35; *und daz si dâ aller best berichtet mochten werden* 49, 21; *vrâgete si, wô Kristus geborn solde werden* 50, 5.

Bei uns ist es mit dem Infinitiv gegangen wie mit dem Partizipium. Wir sagen — wenigstens in der norddeutschen Umgangssprache und der Schriftsprache — nicht bloß *wo Christus sterben sollte,* sondern auch *wo Christus geboren werden sollte.* Wir stellen also überall das Hilfsverbum an das Ende. Nun macht aber die Reihenfolge *geboren werden sollte* einen sozusagen klapprigen Eindruck, und man hört deshalb auch *sollte geboren werden,* schwerlich aber *geboren sollte werden.*

Ein besonderer Fall liegt vor bei gewissen Hilfsverben wie *tun* (dieses jetzt nicht mehr), *helfen, hören, heißen, sehen, machen, lernen, müssen, mögen, können, wollen, dürfen, sollen.* Wenn diese einen einfachen Infinitiv regieren, können sie (äußerlich gesprochen) in der Verbindung mit *haben* statt der Form des Partizipiums die des Infinitivs annehmen und bilden dann mit dem abhängigen Infinitiv eine Einheit, z. B. *ich habe sagen hören.* Die Anfänge dieser Ausdrucksweise, über die Kurrelmeyer in Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung 12, 157 ff. gehandelt hat, gehen in das 13. Jahrhundert zurück. Ihre Entstehung geht uns hier weniger an, wohl aber die Tatsache, daß von der Mitte des 16. Jahrhunderts an eine Umdrehung der Stellung zu beobachten ist. Früher stellte man stets das Hilfsverbum voran, sagte also immer: *ich habe hören sagen,* woraus sich auch die Wendung von *Hörensagen* erklärt, jetzt aber sagen wir stets *ich habe es öfter sagen hören; er hat die Mädchen früh tanzen lernen lassen* usw. Dieselbe Stellung bleibt auch im Nebensatz, wir sagen also z. B.: *wer noch nie einen Menschen hat sterben*

*sehen.* Aber wenn wir das unzweifelhafte Partizipium gebrauchen, wählen wir die jetzt übliche Nebensatzstellung, z. B. *wer noch nie einen Menschen sterben gesehen hat.* Zur Erklärung der alten Stellung genügt es darauf hinzuweisen, daß sie sich von Anfang an auch außerhalb der Verbindung mit *haben* findet, z. B. bei H. v. F. nicht bloß *hāt sich got von den heiden lāzen vinden* 48, 36, sondern auch *ich wil ūch ane lāzen legen alle di pīne* 217, 36. Die neue Stellung erklärt sich daraus, daß wir uns gewöhnt haben, alle Formen an den Satzschluß zu stellen, welche wir als Hilfsverba empfinden, z. B. beim einfachen Infinitiv, *weil ich es so haben will,* nicht mehr, wie früher möglich war, *weil ich es so will haben.* Ebenso bei dem zusammengesetzten Infinitiv, z. B. *weil es sich so zugetragen haben soll,* nicht mehr *soll zugetragen haben.* Endlich auch bei passivischem Ausdruck, z. B. *wer von den Menschen gelobt werden will,* nicht mehr *gelobt will werden.* Danach heißt es denn auch *was ich habe sagen hören,* nicht mehr *habe hören sagen.*

3. Das Verbum und die Präposition. Gewisse Präpositionen, wie *be, ent, ver, zer,* sind seit alter Zeit mit Verben untrennbar verbunden. Andere gehen mit ihnen trennbare Verbindungen ein. Sie werden vor die Formen des Verbum infinitum gestellt, kommen mit ihnen unter einen Akzent und werden zusammengeschrieben, z. B. *absetzen, absetzend, abgesetzt.* Dasselbe geschieht beim Verbum finitum in den Nebensätzen, z. B. *wenn er absetzt.* Dagegen in den Hauptsätzen werden sie getrennt und an das Satzende gestellt, z. B. *man setzte den Beamten ab.* Präpositionen dieser Art sind *ab, an, bei, mit, ob, vor, zu,* dazu adverbiale Bildungen, wie *dahin, fort, empor, weg,* auch Adjektiva wie *tot* in *totschlagen,* oder Substantiva, wie *acht geben, zu stande kommen.* Die Wörter *durch, hinter, über, um, unter, voll, wieder* können fest oder unfest mit dem Verbum verbunden

werden, z. B. *überlégen* und *überlegen.* Ich führe zum Beweis, daß sich seit Jahrhunderten nichts verändert hat, einige Belege für die Stellung der trennbaren Präpositionen aus H. v. F. an.

Einige Belege für die Verbindung mit dem Verbum infinitum sind: *und het uns ūf getān daz ēwige leben* 254, 34; *und di richter haten ime sīne ougen ūz gebrochen* 7, 20; *Kristo wart daz houbit ūf gekart* (nach oben gekehrt) *an deme krūze* 8, 31; *und hiz in zu mitter nacht di houbit abe slahen* 147, 7; *und liz ir abe snīden ire bruste* 256, 6; *und inwolde in nicht in lāzen* 56, 35; *den enkunde ime nimant dar ūz genemen* 163, 17; *dō wolde iz ime der arzet ūz burnen mit eime īsene* 215, 22.

In Nebensätzen z. B. *daz man in di houbit beiden abe sluge in irme hūse* 146, 32; *und tut grōze gnāde allen den di in ane rufen* 134, 5; *daz her sīme knechte sīne schuhe ūz zōch* 238, 35.

Belege für die Trennung in Hauptsätzen sind: *und slugen ime daz houbit abe* 204, 39; *und sluc ir abe daz houbit* 65, 2; *und satzten ime daz houbit wider ane* 167, 24; *dō stunt her ūf und liz in īn* 57, 1; *dō zōch her ime ūz den stift und machte ime sīnen fuz gesunt* 211, 14; *und legete si baz ūz den studenten dan der meister selber* 100, 16. Im Imperativsatz: *tu mir ūf und lāz mich īn* 61, 15.

Adverbia, welche zu der Handlung des Verbums in derselben Weise hinzutreten wie ein Adjektivum zu einem Substantivum, erhalten dieselbe Stellung wie eine Präposition. Man sagt *der Kranke wird sich schnell erholen, hat sich schnell erholt, wenn er sich schnell erholt,* aber *erholt sich schnell.* Wenn eine Präposition und ein solches Adverbium zusammentreffen, tritt das Adverbium vor die Präposition, z. B. *die Kräfte werden schnell abnehmen,* aber *sie nehmen schnell ab.* So wie jetzt verhielt es sich schon in der mittelhochdeutschen

Zeit, z. B. bei H. v. F. *si schrei sēre* 99, 29; *di schreip her baz und legete si baz ūz* 100, 16; *dō her sō sēre zunam* 100, 6.

Ueber den Grund dieser an sich auffälligen Stellung der Präpositionen und der mit ihnen in gleicher Reihe stehenden Wörter ist unten S. 54 eine Vermutung ausgesprochen worden.

4. Die Negation. Die ältere Form der Negation war *ne* (*en, n*). Sie trat unmittelbar vor das Verbum, z. B. *ez enist* „es ist nicht". Dazu kam allmählich ein zweites Wort, das hinter das Verbum gestellt wurde: *nicht.* Um das Jahr 1200 sagte man *ez enist* oder *ez enist niht.* Dann blieb *nicht* allein übrig. Dieses *nicht,* das im Hauptsatz auf die beschriebene Weise hinter das Verbum gekommen war, wurde nun ebenso wie eines der eben besprochenen Adverbia behandelt. Man sagt also *der Zug kommt nicht, wenn der Zug nicht kommt* usw. Wenn in dem Satze noch ein anderes Wort, etwa ein Kasus vorhanden ist, so tritt dasjenige am nächsten zum Verbum, was mit ihm innerlich am engsten verbunden ist. So heißt es z. B. *weil ich nicht Bier trinke,* worin *Bier trinken* eine Einheit bildet, aber *weil ich dieses Bier nicht trinke,* worin *dieses Bier* eine abgesonderte Anschauung darstellt. Ein entsprechender Unterschied besteht zwischen *streiten wir darüber nicht* und *streiten wir nicht darüber.* Wenn ein Adverbium der oben beschriebenen Art im Satze vorkommt, so behält dasselbe seinen ererbten Platz. Das Adverbium tritt also hinter die Negation: *er liest mir nicht schnell genug.*

Das Verneinungswort kann nicht bloß zu dem Verbum, sondern auch zu einem anderen Worte in innere Beziehung gesetzt werden. Dann tritt es vor dieses, z. B. *nicht ich habe das gesagt, sondern du; das war eine nicht passende Antwort.* So wenigstens in der höheren Umgangssprache. Manchmal kann auf diese Weise eine Zweideutigkeit entstehen. So kann jemand auf die Behauptung *du bist also*

*wieder ganz wohl* sagen *nein, ich bin nicht* (deutlicher *durchaus nicht*) *ganz wohl,* und also die Richtigkeit der Behauptung, daß er wohl sei, in Abrede stellen. *Ich bin nicht ganz wohl* kann aber auch, wenn *nicht* zu *ganz wohl* gezogen wird, bedeuten *ich bin etwas unwohl.*

### III. Zwei nominale Kasus (Dativ und Akkusativ).

Treten ein Dativ und ein Akkusativ in demselben Satze auf, so steht der Dativ vor dem Akkusativ, z. B. *er gibt dem Mädchen einen Kuß, dem Hunde einen Tritt; hat seinem Freunde Geld geliehen; hat dem Feinde die Festung überliefert; fügt dem Schaden den Spott hinzu; hat seiner Frau einen Brief geschrieben; fühlt dem Kranken den Puls; beißt dem Teufel ein Ohr ab; hat dem Tode die Bitterkeit genommen.*

Wenn der Akkusativ voransteht, hat man meist den Eindruck, daß er hervorgehoben werden soll, z. B. *er hat die Festung dem Feinde übergeben, aber die Kanonen vorher unbrauchbar gemacht.* Soll in einem solchen Falle dann auch der Dativ hervorgehoben werden, so kann das natürlich nicht durch die Stellung, sondern nur durch die Betonung geschehen, z. B. *ich habe die Papiere der Bank übergeben, aber die Zinsscheine einem Freunde anvertraut.*

Ebenso wie jetzt steht es im Mittelhochdeutschen. Ich führe aus H. v. F. die von mir angemerkten Akkusative an, die vor dem Dativ stehen. Meist ist die Betontheit deutlich, so *dō gap der keiser sīnen sun der witewen vor iren* 104, 30; *dō verkoufte her alle sīne bucher und gap daz gelt armen lūten* 130, 16, vgl. 146, 23 und 249, 29; *dō gap man den brif* (von dem vorher die Rede gewesen war) *deme lesēre* 163, 20; *di gnāde gibit ein ubernatūrlīch wesen der sēle* 124, 16 (auf übernatürlich liegt der Ton); *wan her bevaich sīne muter sente Johanse* 117, 22 (hier handelt es sich um die Liebe zu

Angehörigen, deshalb steht *muter* voran, während in dem oben angeführten *alsō bevalch Kristus Johannes sīne muter* 37, 8 der Dativ *Johannes* wichtiger ist und deshalb dem Akkusativ nicht den Platz räumen darf); *und bevulhen daz kint und sīne muter sancte Marīen* (von dem Kind und der Mutter war die Rede) 165, 1; *dō bevalch der junge Phylippus den schatz sancto Sixto* (von dem Schatz war die Rede) 176, 1; *ein koufman fur sīnen weg und bevalch sīne vrowen Kosme und Damiāno und si gap* 207, 1; *der daz ērste opfer brāchte unser vrowen, der starp zum ērsten* 52, 3; *brenge di rōsen und di ephele Theophilo dem schrībēre* 89, 13; *wan her hāt eine irlōsunge gesant sīme volke* 80, 30; *wan ich hān mīne inneren bruste gewīlet und gewīhet unsem herren* (die äußeren waren ihr abgeschnitten) 86, 10; *wan der tōre sait allen lūten, aber der wīse sait wēning imande* 54, 34; *und prediete kristen glouben aber dem volke* 95, 20; *wan der mensche sīne guten werc verbirget . . . und sīn innekeit und sīn andācht und sīn heimlichkeit gote alleine offinbārt* (wo *innekeit* voransteht, weil es zu *guten werc* in Gegensatz gesetzt ist) 58, 37. In den folgenden beiden Fällen findet ein Wechsel in der Stellung statt: 1) *wanne di forme gibit daz wesen eime iclīchen dinge . . . und di forme gibit allen dingen ire bewegunge* 124, 12. Hier liegt auf *wesen* ein stärkerer Nachdruck als auf *bewegung,* was aus den Worten folgt: *ein heidenisch meister sprichit, daz di krēatūren nāch wesene haben kein underscheit;* 2) *zu dem virden māle so lēren di heiligen und di engele kunste deme menschen, und got lēret ouch dicke durch di heiligen und durch di engele den menschen kunste* 219, 34. Hier ist von fünferlei Künsten die Rede und daher zunächst *kunste* betont, bei der zweiten Erwähnung aber hat *kunste* den gewöhnlichen Ton und die gewöhnliche Stellung.

An folgenden Stellen ist mir der Grund für die Voranstellung des Akkusativs entweder nicht so deutlich oder über-

haupt undeutlich: 20, 9; 94, 4; 134, 5; 135, 16; 136, 20; 140, 4; 145, 27; 163, 34; 186, 10; 194, 32; 209, 34; 254, 29.

Derselbe Zustand findet sich in den übrigen germanischen Mundarten und auch in anderen indogermanischen Sprachen, so daß an dem Alter des Typus nicht gezweifelt werden kann.

Wenn ein Akkusativ und eine präpositionale Wendung zusammenkamen, so trat ursprünglich dasjenige unmittelbar vor das Verbum, was mit ihm eine Anschauungseinheit bildete. Diese Stellung des Ursatzes zeigt sich noch am Akkusativ in Sätzen wie *er hat mit dem Mädchen Walzer getanzt; wenn er vor dem Schlosse Wache steht; als er mit seinem Freunde Schach spielte,* an der präpositionalen Wendung in Sätzen wie *er hat seinen Vater um Verzeihung gebeten; wenn eine Frau ihrem Manne Geld ins Haus bringt; sie mußte das Wasser aus dem Brunnen holen.* Nur bei besonderer Hervorhebung des einen der beiden Satzglieder wird die Stellung umgedreht, z. B. es heißt gewöhnlich *er hat die Einladung mit Vergnügen angenommen,* aber wenn das Vergnügen betont werden soll *er hat mit Vergnügen.* Gewöhnlich *er hat mit dem Mädchen Walzer getanzt,* aber wenn hervorgehoben werden soll, daß es kein anderer Tanz war: *er hat Walzer* usw.

### Erklärung. Okkasionelle Stellung.

In den vorstehenden Abschnitten ist gezeigt worden, daß in den Hauptsätzen das innerlich zu dem Verbum finitum gehörige Wort ihm nachgestellt und äußerlich weit von ihm getrennt zu werden pflegt. Man sagt z. B. *das Wetter hat in diesem Monat mehr als gewöhnlich gewechselt; ich nehme Ihre freundliche Einladung mit großem Vergnügen an; halte dich mit der Hand am Treppengeländer fest; warum spricht denn der Mann so laut?; ich liebe*

*diese Art von Unterhaltung* *nicht; ich schrieb dir aus der Sommerfrische einen Brief.* Dagegen stehen die Präpositionen und andere Bestimmungswörter in den Hauptsätzen vor dem Verbum infinitum in unmittelbarer Berührung mit ihm, z. B. *ein Freund hat sich bei mir zum Besuch angemeldet, wird sich anmelden; du mußt dich am Treppengeländer festhalten* usw. Die Trennung ist so auffällig, daß sie einer Erklärung bedarf, welche übrigens schon oben S. 35 gegeben worden ist. Sie bietet sich in der Annahme, daß auch im Hauptsatz das Verbum finitum einmal am Ende zu stehen pflegte. Im Germanischen ist es dann in die Stelle nach dem ersten Satzglied gerückt worden, die Stellung der übrigen Satzglieder aber ist unverändert geblieben.

Es bleibt noch ein Wort über die gelegentliche (okkasionelle) Wortstellung zu sagen. Wie schon oben S. 35 bemerkt worden ist, besteht die Vorzugsstellung in den meisten Fällen darin, daß ein Wort oder ein Satzglied an den Anfang des Satzes gestellt oder doch ihm näher gerückt wird. Der Grund der Verrückung besteht darin, daß ein Wort (Satzglied) aus irgendeinem Grunde, z. B. weil es einen Gegensatz ausdrückt, vor anderen hervorgehoben werden soll, z. B. *tot ist er gerade nicht geschlagen worden, aber schwer mißhandelt,* oder weil es seinem Inhalte nach dem Sprechenden im Augenblick näher liegt als dasjenige, was der überlieferten Wortfolge nach an der Reihe wäre, z. B. *ich habe dieses amüsante Buch meinem kranken Freunde geschickt,* während sonst der Dativ vor dem Akkusativ steht. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß es möglich ist, die stärkere Bevorzugung von der schwächeren zu scheiden. Man erkennt die erstere daran, daß der Sprechende und der Hörende sie deutlich als ungewöhnlich empfinden. Sie erscheint fast nur in Hauptsätzen und zwar in Aussagesätzen. Beispiele sind: *die Toten laß ruhen; ein*

*Freund ist er mir niemals gewesen; groß war mein Erstaunen, als ich die Nachricht hörte; geschickt hat er sich gerade nicht aus der Sache gezogen; lieben kann ich Sie nicht, aber Freunde wollen wir sein; es geht mir entschieden besser, aber im Bett liegen muß ich noch einige Zeit; was soll ich tun? zu machen sollst du die Tür,* allenfalls auch *zu sollst du die Tür machen.* Aus anderen Satzarten etwa: *ohne dich was sollten wir tun?;* mundartlich *ein Bier wenn ich hätte!* Beispiele für den zweiten Fall sind *mit dem Jungen haben die Eltern jetzt ihre liebe Not.* Bei der Beschreibung eines Hauses heißt es: *das Haus selbst hat hübsche Zimmer, auf dem Hof ist ein guter Brunnen, im Garten stehen noch von früher her alte Bäume.* In diesem Falle macht man die Teile des Grundstückes zum Ausgangspunkt und Einteilungsgrund der Beschreibung. Oder dem Sprechenden liegen die Bestandteile und Gegenstände der einzelnen Teile näher, dann sagt er: *die Zimmer im Hause sind hübsch, ein guter Brunnen steht auf dem Hofe, alte Bäume sind noch im Garten.* Diese Art von Verrückung findet sich in allen Satzarten und auch im Innern der Sätze. Beispiele sind auf S. 51 ff. bei dem Dativ und Akkusativ gegeben. Es sei noch einmal bemerkt, daß wir in solchen Fällen oft nicht den Eindruck von Verrückung, sondern von ursprünglicher freier Wahl haben.

Auch ein am Satzende stehendes Wort kann stark betont sein. Das ist möglich, wenn ein Wort durch andere Worte an das Ende gedrängt wird und dann außerdem noch einen Vorzugston erhält. So in den GOETHEschen Versen *zu Hause und im Felde herrscht der Mann, und in der Fremde weiß er sich zu helfen.* Hier mußten *zu Hause und im Felde* in Vorzugsstellung kommen, dann mußte *herrscht* folgen, weil das Verbum Zweitstellung hat, und so blieb für *der Mann* nur die Endstellung übrig. Da aber *Mann* seinerseits in einem Gegensatz zu *Weib* steht, mußte *Mann* betont werden.

Ein zweiter Fall liegt vor, wenn eine Spannung erregt werden soll, z. B. *ich werde euch etwas Neues erzählen — von Fritz.*

## IV. Die Satzadverbia.

Es handelt sich nicht um solche Adverbia, welche zu dem Verbum treten, z. B. *schnell,* sondern um solche Adverbia (Partikeln) verschiedenartiger Bildung, die den ganzen Satz bestimmen. Da der Gegenstand in geschichtlicher Beziehung noch nicht genügend durchgearbeitet ist, gebe ich nur einige Bemerkungen.

1. Gewisse Adverbia können entweder als selbständige Sätzchen vor einen Satz treten, dessen Wortstellung unverändert bleibt, z. B. *freilich, mein Bruder kann nicht mitkommen.* Oder sie können als erstes Glied in einen Satz eintreten, der dann die Verbalstellung des zweiten Typus des Aussagesatzes erhält (S. 41): *freilich kann mein Bruder nicht mitkommen.* Ein Sinnesunterschied ist kaum zu fühlen, doch dürfte im ersteren Falle ein etwas stärkerer Sinnton auf *Bruder* liegen. Zu diesen Wörtern gehört auch *und.* Man kann seit alter Zeit sagen *das Wetter ist sehr schlecht und kann ich nicht ausgehen,* jetzt wird aber diese Stellung als unfein empfunden. Viele Adverbia dulden nach sich nur die erste Stellung, z. B. *aber, sondern, allein, oder, denn.* Andere nur die zweite, z. B. *zudem, hierauf, dann, dennoch, so, also* usw.

2. Im folgenden soll nur die Stellung behandelt werden, welche Satzadverbia im Satzinneren haben. Als Beispiele werden ausgewählt *aber, auch, denn.*

*Aber* folgt im Aussagesatz auf das Verbum, z. B. *die Frau wollte aber ihrem Manne nicht nachgeben.* Sind in dem Satze außerdem noch schwach betonte Wörter, wie etwa *es,* vorhanden, so stehen diese vor *aber,* z. B. *die Frau wollte es aber ihrem Manne nicht recht machen.* Der Ausdruck *die*

*Frau aber wollte* usw. gehört nur der höheren Rede an. Oder die Partikel schließt sich an ein später folgendes führendes Wort des Satzes an, z. B. *die Frau wollte ihrem Manne aber nicht nachgeben* oder *die Frau wollte ihrem Manne in dieser Sache aber nicht nachgeben.* Welches Wort das führende ist, wird durch das Gefühl des Sprechenden entschieden. Entsprechend ist es in den Fragesätzen. In den Pronominalfragen folgt *aber* auf das Verbum oder ein späteres führendes Wort, z. B. *wer denkt aber auch an so etwas?; wer wird unter diesen Umständen aber auch an so etwas denken?* Auch hier treten schwachbetonte Wörter unmittelbar hinter das Verbum, z. B. *wem will man es aber anvertrauen?* Die Stellung *wer aber* gehört auch in diesen Sätzen dem höheren Stile an. In Satzfragen folgt *aber* auf das Verbum, z. B. *sitzt aber der Rock auch wirklich gut?* oder ein späteres führendes Wort, z. B. *sitzt der Rock aber auch wirklich gut?* Beispiele für Heischesätze sind: *gib es aber nicht aus der Hand!; gib die Trümpfe aber nicht aus der Hand!* In Nebensätzen schließt *aber* sich an das Kennwort oder ein späteres führendes Wort an, z. B. *wenn aber die Frau nicht nachgeben will; wenn die Frau aber nicht nachgeben will; ihrem Manne aber nicht nachgeben will; ihrem Manne in dieser Sache aber nicht nachgeben will.*

*Auch* wird in zwei Bedeutungsschattierungen gebraucht, wie sie etwa in folgenden Sätzen hervortreten: *wenn du so alt sein wirst wie ich, wirst du auch so vernünftig sein wie ich* und *wenn er auch alt ist, ist er doch noch leichtsinnig.* Auf die Stellung haben diese Unterschiede der Bedeutung keinen Einfluß, sie ist dieselbe wie bei *aber,* z. B. *junge Leute sterben auch; zur Vernunft kommt der Junge auch niemals* usw. Wenn *auch* auf das Verbum folgt und dann ein Substantivum, kann das *auch* innerlich zu diesem gezogen werden, ohne daß die Stellung verändert wird, z. B. *es waren auch*

*andere Auswanderer auf dem Schiffe.* Auf diese Weise kann das *auch* verschiedene innere Beziehungen erhalten, z. B. in *ich habe auch meinen Sohn verloren* zur Satzaussage, in *ich habe auch meinen zweiten Sohn verloren* zum folgenden Kasus. In solchen Sätzen konnte sich die Gewohnheit entwickeln, *auch* vor ein Wort zu stellen, das hervorgehoben werden sollte, z. B. *auch Patroklus fiel; ich habe auch ihn kennen gelernt,* doch ist das nur in höherer Rede üblich. Entsprechend ist es in Fragesätzen: *geht auch nichts dabei verloren?*, *kommen auch unsere anderen Freunde?* oder *unsere anderen Freunde auch* (dieses bei weitem üblicher); *wie konnte man ihm denn das auch ansehen?* In Heischesätzen *nimm auch deinen Hut hübsch ab* oder *deinen Hut auch.* Beispiele für Nebensätze sind: *wer auch mit will, möge sich melden; was auch immer geschehen mag* oder (wenn *wer immer* als Einheit aufgefaßt wird) *was immer auch geschehen wird.*

Mit *denn* verhält es sich ebenso. Es ist besonders häufig in Fragesätzen. Ich mache einige Bemerkungen über die Stellung anderer schwachbetonter Wörter zu *denn* in solchen Sätzen. *Man* steht immer vor *denn,* z. B. *wie kann man denn so aufgeregt sein!*, nicht *denn man.* Ebenso das unbestimmte Subjekt *es,* z. B. *wie ist es denn gegangen?* Die unbetonten *ich* und *er* stehen ebenfalls vor *denn,* z. B. *soll ich denn mit dir kommen?; hat er dir denn das Buch gegeben? Ich* und *er* können aber auch einen stärkeren Ton erhalten und dabei in derselben Stellung verbleiben, z. B. *was kann ích denn dafür!; sie ist hier, aber wo ist ér denn geblieben?* Dagegen die nachstehenden *ich* und *er* sind stets betont, z. B. *was soll denn ích dabei getan haben?; hat denn ér dabei etwas zu sagen?* In bezug auf *du* bin ich nicht sicher. Die anderen Kasus der persönlichen Pronomina werden wie *ich* und *er* behandelt, z. B. *wie gefalle ich dir denn?* oder *dír denn?*,

aber nur *wie gefalle ich denn dir?*, *was hast du denn úns mitgebracht?*

Aus dieser Darstellung folgt, daß die genannten Partikeln sich in Hauptsätzen an das Verbum finitum, in Nebensätzen an das Kennwort anschließen, also an ein Wort, das den Anfang des Satzes bildet oder ihm nahesteht. Sie können sich aber auch an spätere führende Wörter des Satzes anlehnen. Dabei ist merkwürdig, daß *niemand* und *nichts* nicht als Anlehnungswörter gelten. Man kann z. B. nicht sagen *hat niemand denn etwas von der Sache erfahren?*, wohl aber *hat Karl denn?*

Ferner hat sich gezeigt, daß die noch schwächer betonten Pronominalformen vor die Partikeln treten, also sich noch unmittelbarer an die Anlehnungswörter anschließen. Solcher Pronominalformen können auch mehrere sein, z. B. *hat man es dir denn nicht gesagt?*

## V. Schwach betonte Pronomina.

Ueber die Reihenfolge, die wir mehreren in einen Satz gehörenden schwachbetonten Pronominalformen (ohne Rücksicht auf etwa vorhandene Partikeln) anzuweisen pflegen, kann ich nur weniges mitteilen. Nach dem Bisherigen sollte man vermuten, daß diejenige Form, welche den geringeren Lautgehalt hat, sich am nächsten an das Anlehnungswort anschließen müsse, daß man also zu sagen habe *ich habe es ihm gegeben* und nicht *ich habe ihm es gegeben.* Und so scheint es sich in der älteren Zeit auch verhalten zu haben. Wenigstens habe ich aus HERMANN von Fritslar folgende Stellungen angemerkt, in denen überall der Akkusativ vor dem Dativ steht, während bei den nominalen Substantiven die umgekehrte Reihenfolge gewohnheitsmäßig ist (S. 51): *in ime: warf in ime in den weg* 60, 39; *wer in ime brēhte* 42, 33; *heten in ime gestolen* 211, 26, vgl. 120, 27; 168, 11; 193, 1; 218, 5. —

*si* (Akk. sing. fem.) *ime: dō gap man si ime* 214, 27; *und alle ire vrunt di entorsten si ime nicht vorsagen* 246, 22. — *iz ime: sō sagete her iz ime* 62, 2; *daz her iz ime underwīsete* 73, 1; *wanne got enwolle iz ime nicht staten* 131, 24, vgl. 60, 28; 94, 21; 174, 3; 206, 2; 215, 22; *ab iz got ime gebūtet* 132, 7 und 174, 26. — *si* (Akk. plur.) *ime: sō gap her si ime* 116, 13; *und nimant mochte si ime gegeben* 245, 19, vgl. 104, 8; 214, 17. — *si* (Akk. sing. fem.) *ir: und spei si ir under ire ougen* 56, 11, vgl. 77, 29. — *iz ir: und si erloubeten iz ir* 77, 15, vgl. 112, 17 und 21; 257, 16. — *si* (Akk. plur.) *ir: und gap si ir* 89, 12. — *iz in: hize er iz in* 116, 5; *der iz in ie gekundigete* 80, 22.

Anders allerdings ist es bei *mir* und *dir,* die vor dem Akkusativ stehen: *und hāst mirz getōtit* 68, 27; *du enmacht mirz aber nicht wider gegeben* 249, 9; *sō saget mirz* 244, 11; *der hāt dirz geuffinbāret* 172, 17; *und ich wil dirz geben* 116, 11.

Weitere Sammlungen werden wohl Aufschluß bringen.

---

Sechstes Kapitel.

## Der Konjunktiv.

Bei dem Konjunktiv, der in meiner Darstellung zu dem Satzgefüge überleitet, kann es sich natürlich nicht darum handeln, die ganze unabsehbare Masse des Gebrauches vor dem Leser auszubreiten. Ich will vielmehr nur an einigen herausgegriffenen Anwendungsarten zeigen, daß und warum der Konjunktiv jetzt bei uns anders verwendet wird als im Mittelalter, und zwar insbesondere deshalb, weil häufig an seine Stelle der Indikativ getreten ist. Zu dem Zwecke führe ich zunächst einige Belege aus wichtigen Satzarten vor und fasse sodann die Gründe für die eben angedeuteten Veränderungen zusammen.

In unabhängigen Sätzen wird bei uns der Konjunktiv seit alter Zeit wünschend gebraucht, z. B. *Gott helfe uns,* oder vorschreibend, z. B. *wem's juckt, der kratze sich.* Diese Ausdrucksweise ist aber nicht mehr recht lebendig, wir setzen gern den Indikativ von *sollen* dafür ein, z. B. *man soll nur nicht glauben* statt *man glaube nicht.* Ebenfalls alt ist der Konjunktiv im Sinne des Zugeständnisses, z. B. *dem sei nun wie ihm wolle* (so schon bei LUTHER), wofür wir den Indikativ von *mögen* einsetzen: *das mag nun sein.* Lebendiger ist der Konjunktiv des Präteritums. Wir brauchen ihn bei Wünschen, mit denen ein Gefühl verbunden ist, daß sie sich schwerlich erfüllen werden, z. B. *käme der Friede doch endlich!,* ferner zum Ausdruck der Möglichkeit, z. B. *das ließe sich wohl machen.* Dabei ist die Zuversichtlichkeit verschieden groß. Man sagt z. B. *das ginge wohl, aber es geht nicht* und auf der anderen Seite *da wären wir ja oben,* wenn man etwa nach mühsamer Steigung tatsächlich auf dem Gipfel eines Berges angelangt ist.

Der Form nach unabhängig sind auch die Ausnahmesätze und eine Form der abhängigen Rede, von denen noch weiter die Rede sein soll. In den Ausnahmesätzen stand ursprünglich eine Negation, die schon bei LUTHER weggefallen ist, z. B. *der mag her ūz nicht kummen, er enhabe danne wāre rūwe,* er habe denn wahre Reue H. v. F. 25, 35; *denn der Mann wird nicht ruhen, er bring's denn heute zu Ende* Ruth 3, 18. Wir brauchen jetzt *es sei denn* nur noch im höheren Stil, in der Umgangssprache sagen wir *es müßte denn sein,* wobei wir durch den Konj. Prät. andeuten, daß wir an den Eintritt der Annahme nicht so recht glauben. In der abhängigen Rede, mag sie nun durch *daß* eingeleitet sein oder nicht, wird seit alter Zeit der Konjunktiv gebraucht, wenn der Sprechende zum Ausdruck bringen wollte, daß er die Verantwortung für die Richtigkeit des Mitgeteilten nicht übernehmen wolle, sondern sie dem andern zuschieben müsse. Dabei richtete sich die Zeitstufe des Konj. nach der Zeitstufe des Hauptsatzverbums. Es heißt also *er sagt, er sei krank,* aber *er sagte, er wäre krank.* In der norddeutschen Umgangssprache ist das *sei* nicht mehr üblich, es wird durch den Ind. oder durch *wäre* ersetzt. Der indikativische Ausdruck liegt schon seit alter Zeit nahe neben dem konjunktivischen. So heißt es z. B. bei H. v. F. *er sprichit, iz sī vernunft. Ein ander meister sprichit, ez sī der vrīe wille; aber ich spreche ez ist gehugnisse* 15, 18. Hier ist der Grund der Moduswahl deutlich, es könnte aber auch ohne Schaden für den Sinn in den zwei ersten Sätzen der Indikativ stehen, weil die Zugehörigkeit zu dem Gedanken eines anderen durch *er sprichit* hinreichend bezeichnet ist. Und so geschieht es bei uns. Will man aber den im Konj. enthaltenen Sinn betonen, so braucht man nicht mehr *sei,* sondern *wäre.* Das ist wohl nur geschehen, weil der Konj. Prät. uns überhaupt näher liegt, als der Konj. Präs. Doch soll auf diesen Teil

der Frage hier nicht eingegangen werden. Bei präteritalem Hauptsatz dagegen behalten wir den Konj. bei, es heißt also bei uns *er sagte, er wäre krank,* nicht *er war,* offenbar weil durch *war* der Sinn der Tatsächlichkeit in der Vergangenheit zu deutlich ausgesprochen ist.

Mit dem Konj. Präs. in Relativsätzen kann ein Gefühl des Sollens verbunden sein, z. B. *so setze nun einen König über uns, der uns richte* 1. Sam. 8, 5. Wir verwenden jetzt in solchen Fällen ein Hilfsverbum, und zwar entweder das deutlich konjunktivische *möge* oder das indikativische *mag* oder *soll.* Oft, namentlich bei negativem oder fragendem Hauptsatz, kommt in den Konj. der Gedanke der bloßen Vorstellung, die in einem gewissen Gegensatz zur Wirklichkeit steht. Wir gebrauchen in diesem Falle den Konj. Prät., dem ja dieses Gefühl auch in Hauptsätzen anhaftet. So *wer ist alsō herte, den des wībes wort nicht irweich* H. v. F. 153, 20 (jetzt *erweichte*); *sihe mein Vater thut nichts weder gros noch kleines, das er nicht meinen Ohren offenbare* 1. Sam. 20, 2 (jetzt *offenbarte*). So auch bei einem mittelhochdeutschen Satze, den Michels anführt 285[d] Anm.: *wā ist nū ein wīser man, der mir den strīt bescheide* (jetzt *entschiede* oder *entscheiden könnte*). Wir können aber auch den Ind. brauchen, wie denn z. B. P. Heyse sagt *wo ist der Meister, der mich lehrt vergessen?* Dann ist der Relativsatz nichts als ein Attribut zu *Meister,* das in jedem Satzgefüge (also auch bei anderem Hauptsatz) auftreten könnte.

Unter den sehr zahlreichen *daß*-Sätzen erwähne ich diejenigen, die sich unmittelbar an ein Verbum des Hauptsatzes anschließen. Dabei richtet sich in allen germanischen Mundarten der Modus des Nebensatzverbums nach dem Sinne des Hauptsatzverbums. Es folgt also der Konj. auf *wollen, bitten, wähnen,* der Ind. auf *trauen, glauben, wissen, sich erinnern, hören, sehen, finden* usw. Die Scheidung ist

aber nicht rein durchgeführt. Es kann z. B. nach *vertrauen* ein Konj. folgen, wenn dem Vertrauen ein Gefühl der Hoffnung beigemischt ist, und es kann auf *wissen* ein Konj. folgen, wenn der Sprechende nicht von seinem Standpunkt, sondern von dem eines anderen aus redet. So wird z. B. im Nibelungenliede 215 erzählt, daß jemand auf dem Schilde das Zeichen Sigfrids erkennt, und dann fortgefahren: *wol wesser* (wußte er) *daz ez wære der kreftige man.* Wenn eine Feststellung des Dichters vorläge, würde *was* gebraucht sein. Nachdem auf diese Weise in vielen Fällen die Gewohnheit entstanden war, nach dem gleichen Verbum bald den einen bald den anderen Modus zu gebrauchen, erfolgte unter Verwischung des Gebrauchsunterschiedes eine Ausgleichung, wobei der an sich nicht häufige Konj. Präs. mehr und mehr verschwand. Um zu zeigen, wie seit dem Mittelalter diese Bewegung fortgeschritten ist, führe ich ein paar Sätze aus Hermann von Fritslar und Luther an. Sie zerfallen in zwei Abteilungen. Wenn in dem Verbum des Hauptsatzes und damit dem Konj. etwas von Zielstrebigkeit zu spüren ist, brauchen wir jetzt *möge, soll* oder den Ind., z. B. *ich bite dich, daz du mir râtes (raten mögest, rätst)* H. v. F. 10, 5; *ich hab meinen Knaben geboten, das dich niemand antaste (antasten soll, antastet)* Ruth 2, 9; *daz got in uns geborn werde und wir in ime, des helfe uns got (werden möge, wird)* H. v. F. 15, 24; *sol dartzu thun, das ein recht frey Concilium werde (werden möge, wird)* Luther 15; *wir sullen huten, daz her uns icht slâfende vinde (finden möge, findet)* H. v. F. 153, 1. Wenn der Sinn der Zielstrebigkeit nicht hervortritt, brauchen wir nur den Ind., z. B. *es fugt sich nit, das einer aufs andern erbeit mussig gehe (geht)* Luther 58; *wer mag leyden, das solch sein buberey an tag komme (kommt)* Luther 28. Oefter würden wir vorziehen, den Inf. mit *zu* zu setzen, z. B. *mein Vater Saul trachtet darnach, das er dich töte* 1. Sam. 19, 2. Ein weiterer

Beleg für das Fortschreiten des Ind. ist noch der folgende. Wir sagen in biblischer Form *es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei,* aber in der Umgangssprache *es ist nicht gut, daß du so viel allein bist.* Bei näherem Nachdenken fühlen wir den ursprünglichen Unterschied: *sei* bezeichnet die Vorstellung, *bist* die Tatsache. Aber in der Umgangssprache ist das Gefühl für die Ausdrucksform mit dem Konj. verloren gegangen.

Anders als mit dem Konj. des Präsens verhält es sich mit dem des Präteritums. Wir können sagen *ich bitte, daß er kommt,* aber nicht *ich bat, daß er kam,* nur *daß er käme.* Bei *kam* würden wir einen Widerspruch empfinden zwischen dem Sinn der Verbalform, die eine Tatsache der Vergangenheit bezeichnet, und dem Sinn von *bitten,* der auf die Zukunft geht.

Ich komme endlich zu den abhängigen Fragen, und zwar zunächst zu denen mit *ob.* In ihnen steht der Konj. des Präsens, z. B. *wenn jemand fragt, ob jemand hie sey* Richter 4, 20; *dax man hœre, ob er wert sī* H. v. F. 10, 25; *ich wil besehen, ob er wār* (recht) *gehabet habe* H. v. F. 78, 37; *das wir erfaren, ob unser weg wol geraten werde* Richter 18, 5; *warte, ob ix dīn kind sī* H. v. F. 94, 29; *unangesehen obs Babst, bischoff, priester sey* LUTHER 10. Neben dem konjunktivischen Ausdruck kommt schon in alter Zeit auch der indikativische vor, so z. B. in *dor an wolle wir hœren, ab her ein wīse man ist* H. v. F. 11, 2. So sagen wir jetzt überall. In dem ersten Beispiel wäre auch der Konj. Prät. möglich. Bei präteritalem Hauptsatz verwenden wir aber nie den Ind., sondern behalten den Konj. bei. Wir sagen also z. B. *er fragt, ob ich wohl bin,* aber *er fragte, ob ich wohl wäre.*

Ebenso verhält es sich mit den abhängigen Fragen, die durch *wer* eingeleitet sind, z. B. *so frage dar nach, wes Son der Jüngling sey* 1. Sam. 17, 56; *ich hān gehœrt von vile*

*lūten, wi grōz ubil her tu dīnen heiligen* H. v. F. 74, 20. Ein Ind. an Stelle des älteren Konj. kommt schon bei Luther vor: *das jr wisset und sehet, an welchem Ort seine Füße gewesen sind, und wer jn da selbs gesehen habe* 1. Sam. 23, 22. — Wenn, was im Mittelhochdeutschen vorkommt, in dem Konj. ein Sollen enthalten ist, z. B. *ja enweiz ich, waz ich tuo* tun soll Paul mhd. Gr. 176, übersetzen wir durch *sollen.*

Wie man aus den angeführten Tatsachen, die sich sehr vermehren ließen, sieht, ist der überlieferte Konjunktiv des Präsens selten erhalten geblieben. Meistens ist er durch den Indikativ des Präsens oder den Konjunktiv des Präteritums ersetzt worden. Die Vertauschung mit dem Indikativ, über die hier zuerst zu handeln ist, wurde erleichtert durch die formelle Annäherung, die allmählich zwischen den beiden Modi zustande gekommen ist. Damit verhält es sich so. Schon im Mittelhochdeutschen sind die pluralischen Formen fast gleich. Zwar lautet die dritte Person im Ind. *heizent,* im Konj. *heizen,* aber schon früh erscheint *heizen* auch im Ind. Im Singular lauten die Indikativformen *heize, heizest, heizet,* die Konjunktivformen *heize, heizest, heize,* so daß nur in der dritten Person eine Verschiedenheit hervortritt. Bei anderen Klassen als *heizen* findet sich eine Abweichung im Wurzelvokal. So lautet im Mittelhochdeutschen der Ind. z. B. *nime, nimest, nimet,* der Konj. aber *neme, nemest, neme.* Heute sind die beiden ersten Personen gleich geworden. In dem mittelhochdeutschen Satze *ez mac nimmer geschehen, daz ich iuwer wīp werde* empfand man also deutlich den Konj., während in unserem *werde* kein bestimmter Modus gefühlt wird. Durchgehend ist der Unterschied der Modi nur bei einigen unregelmäßigen Verben, wo einander gegenüberstehen *bin* und *sei, will* und *wolle, mag* und *möge* nebst einigen anderen Verben, die der Form nach Präterita, dem Sinne nach aber Präsentia sind. Sie leiten herüber zu

dem Präteritum, bei dem die Verhältnisse anders liegen. In dem ganzen schwachen Verbum sind die beiden Modi gleich gebildet, dagegen bei den starken Verben ist der Unterschied so deutlich wie bei *mag* und *möge*. Es heißt *ich trug, du trugst, er trug* gegen *ich trüge, du trügest, er trüge*. Wo aber kein Umlaut erscheint, zeigt die erste und dritte Person einen Unterschied in der Endung: *ich hieß* und *er hieß* gegen *ich hieße* und *er hieße*.

Wie man sieht, gibt es immer noch Formen, in denen der Ind. und der Konj. des Präsens sich unterscheiden, die beiden Modi können ja auch noch zum Ausdruck verschiedener Gedankenlagen gebraucht werden, so in den unabhängigen und manchen abhängigen Sätzen. Im ganzen aber ist in den letzteren der Konj. durch den Ind. ersetzt worden, weil der Ind. in Nebensätzen bei sonst gleichem Satzgefüge eine vielseitigere Anwendungsmöglichkeit hat als der Konj., so daß er leicht für gewisse Satzgefüge, z. B. die Relativperioden, als die allgemeine Ausdrucksform empfunden wird. Man sagte z. B. früher *er soll ein Schiff bauen, das durch die Luft fahre,* drückte also die Absicht doppelt aus, nämlich durch *soll* und *fahre,* jetzt tut man es nur einmal durch *soll*. Der Satz mit *fährt* fügt an das Wort *Schiff* eine Eigenschaft an, die dem Wort an sich anhaftet, denn es heißt ja auch *er baut, hat gebaut, könnte wohl bauen* usw. mit *fährt* im Nebensatz. So konnte denn auch der Absichtssatz mit *fahre* leicht verschwinden, weil der Sprechende den häufigen Eigenschaftssatz mit *fährt* im Kopfe hatte.

Durch den Konj. Prät. wird der Konj. Präs. ersetzt, wenn das Satzgefüge die Vorstellung der Unwirklichkeit vermittelt, die ja dem Konj. Prät. leicht beiwohnt, z. B. *ich kenne kein Schiff, das schneller führe*. Notwendig aber ist diese Ersetzung nicht. Man kann auch *fährt* sagen.

Endlich noch ein Wort über den Konj. Prät., der an einen

präteritalen Hauptsatz anschließt. In solchen Fällen kann ein Ind. Prät. nicht eintreten, teils weil der Formunterschied mehr ins Ohr fällt als beim Präsens, teils weil ein nicht erwünschter oder überhaupt ein unpassender Sinn herauskommen würde, was man sich z. B. an folgenden Sätzen vergegenwärtigen möge: *ich kannte keine Frau, die ich hätte heiraten mögen; er wünschte, daß ich käme; er fragte mich, ob ich mich in der Stadt schon gut zurechtfände.* In dem letzten Satze geht *fände* auf ein *findest du* der direkten Frage zurück, die Zeitstufe von *fände* hängt von dem *fragte* des Hauptsatzes ab. Einem *fand* aber würde die direkte Frage *wie fandest du* entsprechen. Das würde in abhängiger Redeform ergeben: *wie ich mich zurechtgefunden hätte.*

Den gesellschaftlichen Vorgang bei den Ersetzungen darf man sich, wie folgt, vorstellen: Auf den Ind. statt des Konj. Präs. mögen verschiedene Menschen zu gleicher Zeit verfallen sein, keineswegs aber alle. Die allgemeine Verbreitung ist durch Nachahmung zustande gekommen. Einzelne Fälle des alten Ausdruckes sind geblieben, weil sie fest erlernt waren, z. B. *dem sei wie ihm wolle.* Aehnlich wird es bei dem Konj. Prät. statt des Ind. Präs. gegangen sein.

---

Siebentes Kapitel.

## Das Satzgefüge.

Wenn eine Vorstellungsmasse, welche geäußert werden soll, für einen einfachen Satz zu groß und in sich zu mannigfaltig wird, so kommt eine Periode zum Vorschein. Eine solche stimmt mit einem einfachen Satz darin überein, daß sie etwas in sich Zusammengehöriges und Abgeschlossenes darstellt, sie unterscheidet sich aber darin, daß sie für den Sprechenden und Hörenden in mindestens zwei Teile zerfällt, für die wir die allerdings unpassenden, aber schwerlich ersetzbaren Bezeichnungen Haupt- und Nebensatz verwenden. Wir brauchen Perioden in allen Schichten der Sprachgenossenschaft. Schon die Kinder bringen einige Typen in die Schule mit z. B. *ich weiß nicht, wo der Vater ist; wenn du nicht folgst, sollst du sehen,* und in der Umgangssprache sind sie unentbehrlich. Ihren Hauptsitz aber haben sie in der Schriftsprache. Die Menge und die trotz aller festen Ueberlieferung doch vorhandene Schmiegsamkeit des Periodenbaues sind ein Hauptkennzeichen des entwickelten kunstvollen Redestils.

Ueber das Wesen des Haupt- und Nebensatzes sind die Gelehrten noch nicht einig. Eine Beschreibung, welche auf jeden denkbaren Fall paßte, hat sich bis jetzt nicht gefunden und wird sich schwerlich finden. Ich darf mich unter diesen Umständen auf die folgenden spärlichen Bemerkungen beschränken.

Das begriffliche Verhältnis besteht nicht darin, daß der Hauptsatz das Wichtigste enthielte. Daß es nicht so ist, sieht man schon daraus, daß der Hauptsatz oft wegfallen kann, z. B. *ob es wohl regnen wird (möchte ich gern wissen).* In den Hauptsatz kommt vielmehr dasjenige, was dem Sprechen-

den im Augenblick am nächsten liegt. Für diese Auffassung spricht eine Tatsache, welche von mir in einer Abhandlung über germanische Konjunktionssätze neuerdings besprochen worden ist, nämlich die Tatsache, daß die mit einem Kennwort versehenen Nebensätze in den ältesten Schichten der germanischen Mundarten durchweg an zweiter Stelle stehen, während der Hauptsatz die erste einnimmt.

Ueber das geschichtliche Verhältnis ließe sich etwa das Folgende feststellen. Wir kommen nicht auf dem Wege der Beobachtung, wohl aber auf dem des sicheren Rückschlusses zu der Ansicht, daß es einstmals eine Zeit gegeben hat, wo die Sprechenden nur einfache, unabhängige Sätze aneinander reihten, Nebensätze also noch nicht vorhanden waren. Sie sind erst allmählich hinzugekommen, allerdings in unseren Sprachen in sehr früher Zeit, zum Teil wohl schon in der indogermanischen Ursprache. Bei dieser Lage der Dinge erklärt sich die äußere Gestalt der Nebensätze leicht. Einige von ihnen unterscheiden sich äußerlich nicht von den Hauptsätzen, sie werden nur aus der ganzen Lage und zum Teil aus der Betonung als Nebensätze erkannt, z. B. *ich denke, das Wetter soll noch gut werden,* oder mit Voranstellung des nicht durch ein Kennwort ausgezeichneten Nebensatzes *bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.* Andere zeichnen sich nur durch die Stellung des Verbums aus, so *ich kann mich nicht erinnern, wer mir das gesagt hat.* Die meisten Nebensätze aber haben Kennworte, mit denen sie beginnen, nämlich Relativa und Konjunktionen, die letzteren in immer fortschreitender Fülle und Mannigfaltigkeit. Diese Kennwörter können, soweit sie nicht etwa auf Nachahmung schon vorhandener beruhen, nicht von allem Anfang an für ihre Bestimmung geschaffen sein, da ja Nebensätze einstmals nicht vorhanden waren. Sie sind also in den unabhängigen Sätzen entstanden und von da in die Nebensätze übertragen worden,

wo sie dem immer wachsenden und wechselnden Bedürfnis entsprechend unverändert beibehalten oder umgestaltet wurden. Die Hauptsätze aber haben ihre Gestalt kaum verändert, außer daß sie etwa Wörter erhielten, welche auf den folgenden Neben satz hinweisen. Demnach läßt sich als Ergebnis dieser geschichtlichen Betrachtung zusammenfassen: die Hauptsätze zeichnen sich dadurch von den Nebensätzen aus, daß sie den ursprünglichen unabhängigen Sätzen am ähnlichsten geblieben sind.

Es fragt sich, ob es möglich ist, die beinahe unübersehbare Masse der Nebensätze in ein faßliches System zu bringen. Als ein solches erfreut sich das zuerst von Herling aufgestellte auch in den Kreisen der Schule großer Beliebtheit, weil es tatsächlich in manchen Fällen praktisch ist, aber mit der wissenschaftlichen Bewährung sieht es schlecht aus, wie jetzt zu zeigen ist.

Das Herlingsche System ist am besten von Heyse dargestellt worden, von wo es weiter übernommen worden ist, unter anderem auch von Curme. Man geht von dem mehrwortigen Aussagesatz aus, in dem man wesentliche und unwesentliche (ergänzende) Bestandteile unterscheidet. Wesentlich sind Subjekt und Prädikat, unwesentlich die anderen. Die unwesentlichen stehen zu dem Satze oder einzelnen Gliedern des Satzes in dem Verhältnis der Dependenz (Abhängigkeit), z. B. der Akkusativ zu einem Verbum, oder der Inhärenz (Zugehörigkeit), z. B. das Adjektivum zu dem Substantivum. Wie sich diese unwesentlichen Teile zu und in dem einfachen Satze verhalten, ebenso sollen sich die Nebensätze zu der Periode verhalten. Da nun für den vorliegenden Fall von den unwesentlichen Satzbestandteilen Substantiva, Adjektiva und Adverbia in Betracht kommen, unterscheidet man Substantiv-, Adjektiv- und Adverbialsätze.

Dabei soll aber nicht angenommen werden, daß die Neben-

sätze geschichtlich aus den Satzteilen hervorgegangen seien, also etwa der Relativsatz aus dem Adjektivum. Heyse weist diese Vorstellung ausdrücklich zurück. Es handelt sich nur um eine Analogie. Die Periodenteile haben zur Periode dasselbe logische Verhältnis wie die Satzteile zum Satz. Die Zustände im Satz aber sind die einfachen, deshalb soll man sich an ihnen die schwierigeren der Periode deutlich machen. Andere Gelehrte brauchen freilich gelegentlich mißverständliche Ausdrücke, so Curme, der von der Expansion der Satzteile redet, aber seine Ausführung zeigt, daß auch er nur an logische, nicht an geschichtliche Beziehungen denkt. Dieses System leidet nun freilich an einem unheilbaren Fehler. Die Erfahrung lehrt, daß es Nebensätze gibt, die den wesentlichen Satzteilen entsprechen. Der *daß*-Satz in *es ist sicher, daß er gestorben ist,* entspricht dem Subjektsnominativ, der Relativsatz in *er ist nicht, der er scheint,* dem Prädikatsnominativ. Diese Sätze entsprechen nicht Satzteilen, die zu der Aussage im Verhältnis der Dependenz oder Inhärenz stehen, sie sind also nicht Nebensätze im Sinne des Systems. Man muß anerkennen, daß nicht alle Nebensätze von dem System erfaßt werden, womit in seinen begrifflichen Wert eine bedenkliche Bresche gelegt ist.

Wenn somit eine einwandfreie systematische Anordnung nicht gefunden werden kann, müßte man den Versuch einer geschichtlichen machen. Aber dieser ist von außerordentlichen Schwierigkeiten umgeben und zwar schon deshalb, weil nicht bloß ein einzelner Dialekt, sondern alle germanischen Dialekte berücksichtigt werden müssen, wie denn auch schon von mir in der oben S. 70 angeführten Abhandlung geschehen ist. Es kann nicht davon die Rede sein, an dieser Stelle auf derartige Untersuchungen zurückzukommen, ich glaube vielmehr dem Leser besser zu dienen, wenn ich probeweise an zwei Satzarten den geschichtlichen Verlauf

darstelle. Ich wähle dazu die abhängige Rede und die Ausnahmesätze mit *es sei denn,* welche beide oben S. 62 schon in der Kürze besprochen worden sind.

## I. Die abhängige Rede.

Abhängige (indirekte) Rede in ihrer einfachsten Gestalt liegt vor, wenn eine Rede erzählt wird, dabei aber nicht die Ausdrucksform der ersten Sprechlage (Situation) wiedergegeben, sondern eine der zweiten Sprechlage angepaßte Ausdrucksform gewählt wird, z. B. wenn die Aeußerung *ich bin krank* durch *er sagt, er sei krank* wiedergegeben wird. Dabei kann der Sprecher in beiden Sprechlagen derselbe sein, z. B. *ich sagte dir doch, daß ich krank wäre.* Die in der zweiten Sprechlage eintretenden Umformungen der unabhängigen Rede sind die folgenden: die Anfügung an den Hauptsatz kann durch *daß* erfolgen, die Person kann verschoben werden, der Modus kann verschoben werden, indem an die Stelle des Indikativs der Konjunktiv tritt. Unmittelbar an die erzählte Rede schließt sich die bestellte. Dabei wendet der Auftraggeber sogleich die Ausdrucksform der abhängigen Rede an und erwartet, daß der Besteller sich der unabhängigen Ausdrucksform bedienen werde. So lautet z. B. der Auftrag *sag ihm, ich sei krank,* aber die Bestellung *er ist krank.* Die eben angeführten Umformungen treten auch in diesem Falle ein.

Für die Personenverschiebung seien einige Belege aus den Nibelungen vorgeführt. In der erzählten Rede tritt die dritte Person an die Stelle der ersten: *si jach, si taet ez gerne* würde es gern tun 2365, 1; *sagte im, daz er waere Liudegast genant* 189, 2; die dritte an die Stelle der zweiten: *dō wart der küniginne rehte daz geseit, daz ir boten niht enwurben* daß ihre Boten nichts ausgerichtet hätten 1848, 1; die erste an die Stelle der zweiten *daz sageten mir zwei*

*merewīp hiute morgen fruo, daz wir niht koemen widere* daß wir nicht wiederkehren würden 1588, 1; *si sagt hie offenlīche, ich sī Sīfrides wīp* 851, 4, wenn die erste Form war „sie ist das Weib". Sie könnte auch gewesen sein „du bist das Weib". Beispiele aus dem Gebiet der aufgetragenen Rede sind: *sō sult ir wan einer rede jehen, Gunther sī mīn herre* ihr sollt einstimmig sagen, G. sei mein Herr (in der Form „ist sein Herr") 386, 3; *jehet, ir heizet Amelrich* (in der Form „ich heiße") 1548, 2. Keine Personenverschiebung tritt ein, wenn es sich um dritte Personen handelt: *dō sprāchen die daz sāhen, er waere ein kreftec man* 963, 1; *man sagete mīnem herren, Kriemhilt sī āne man, her Sīfrit sī erstorben* 1199, 1; *ir sult jehen, da er rite jagen eine, in slüegen scāchaere* als er allein jagen geritten sei, hätten ihn Schächer erschlagen 1000, 2.

Es fragt sich nun weiter, wie aus dem Indikativ der ursprünglichen Rede *(ich bin krank)* der Konjunktiv der abhängigen *(er sagt, daß er krank sei)* entstanden sein mag. Zur Erklärung dieses Vorganges muß man sich vergegenwärtigen, daß der Erzählende nicht selten Veranlassung nehmen konnte, zum Ausdruck zu bringen, ob die erzählte Aeußerung nach seiner Meinung der Wirklichkeit entspreche oder nicht. Im ersteren Falle brauchte er in den ältesten Schichten der germanischen Mundarten den Indikativ, sagte also z. B. *die Leute erzählen, daß er Tote erweckt,* im anderen Falle den Konjunktiv, also z. B. *daß er Tote erwecke.* Wie kam er dazu? Ein Konjunktiv, mit dem ein Gefühl des Unglaubens, der Unwirklichkeit verbunden gewesen wäre, lag in unabhängigen Sätzen, zum mindesten in präsentischen, nicht vor. Von solchen konnte er also nicht herübergenommen werden (etwa wie es bei den abhängigen Fragen geschah). Der Modus muß innerhalb der Periode entstanden sein. Er kam dem Sprechenden in den Sinn, weil er ihm aus den Sätzen geläufig war, die von Verben des Wähnens abhängig sind

*(die Leute wähnen, daß er Tote erwecke)*. Das so entstandene Modusgefühl erfuhr nun bald eine leise Veränderung, wie sie bei der immer fortgesetzten Nachahmung einmal geschaffener Ausdrucksweisen leicht eintritt. Man braucht schon in alter Zeit den Konjunktiv auch dann, wenn man nicht gerade seinen Unglauben andeuten, sondern nur zum Ausdruck bringen will, daß man für die Richtigkeit des Mitgeteilten keine Verantwortung übernehmen möchte, also zu der Frage, ob richtig oder falsch, keine Stellung nimmt. In diesem Falle ist der Konjunktiv für den Sprechenden und Hörenden nur ein Zubehör der abhängigen Rede, etwa wie die Stellung des Verbums ein Zubehör einiger Satzarten ist.

Hinsichtlich der Zeiten des Konjunktivs gilt als germanisches Grundgesetz, daß auf das Präsens im Hauptsatze das Präsens im Nebensatze folgt und auf das Präteritum das Präteritum, z. B. *er sagt, er sei krank; er sagte, er wäre krank*. Belege dafür bieten die angeführten Fälle aus den Nibelungen. Doch ist natürlich, daß das Präsens bleiben kann, wenn der Sprechende ein starkes Gefühl dafür hat, daß der mitgeteilte Vorgang in seiner Gegenwart noch fortdauert, z. B. *man sagete mīnem herren, Kriemhilt sī āne man* 1199, 1. Das alte Gesetz hat noch weite Geltung in der Schriftsprache. So heißt es z. B. in der ersten Ausgabe von GOETHES Götz von Berlichingen: *die Tante sagt, ich sei recht geschickt* 63; *der bekennt, er habe ihn verraten* 88; aber *ich sagte, es gäb nur zweierlei Leut, und daß ich ehrlich wäre, säh er daraus, daß ich G. v. B. diente* 105. Aber an vielen Stellen herrscht eine andere Gewohnheit, nämlich die Gewohnheit, das Präsens der unabhängigen Rede auch in der abhängigen beizubehalten, z. B. *eine Frau beteuerte, seine Lebenskräfte seien mit der Verwesung gepaart, er müsse sich verzehren* 188; *ich bat ihn, Lerse's Bann aufzutun [und sagte] du seiest arm* 180; *da sagt er mir zu, er soll los . . der Rat von Heilbronn hab den*

*Auftrag* 180. Gelegentlich finden sich beide Zeiten zusammen: *er läßt euch sagen, er habe gehört, wie unwürdig man bundbrüchig worden wäre, wie die Herren in Heilbronn allen Vorschub täten, er verlange Rechenschaft, sonst wolle er die Stadt anzünden* 148. Hier ist *täten* augenscheinlich gewählt, weil *tuen* den Konjunktiv nicht deutlich zeigt, für *wäre* weiß ich keinen Grund.

Für die Gegenwart eine gültige Regel aufzustellen ist nicht möglich. Die Lage ist sehr verwickelt, weil zu den zwei eben beschriebenen Gewohnheiten, die namentlich bei den literarisch Gebildeten noch nachwirken, zwei neue Gesichtspunkte hinzugekommen sind. Erstens: in der norddeutschen Umgangssprache ist der Konjunktiv des Präsens so gut wie verschwunden. Es heißt nicht mehr *er sagt, er sei krank,* sondern *er wäre krank,* nicht mehr *die Leute behaupten, er habe sich ein Haus gekauft,* sondern *er hätte* usw. Das gilt aber nur für die gewöhnliche Umgangssprache. Anders ist es in der Amtssprache. Dort heißt es noch z. B. *der Angeklagte gibt* oder *gab an, er sei auf der Straße gegangen, da sei ihm ein Mann begegnet* usw. (also wie im Götz). Zweitens: wir ersetzen oft den Konjunktiv durch den Indikativ, z. B. *er sagt, er ist krank.* Darin liegt nicht eine Fortsetzung des alten Indikativs vor, dem ein Gefühl der Tatsächlichkeit beiwohnte, sondern ein Ersatz des Konjunktivs. Der Sprechende übernimmt also durch diesen Indikativ keine Verantwortung für die Richtigkeit des Mitgeteilten. Daß es sich um abhängige Rede handelt, schließt man aus der Lage, merkt es auch vielleicht an der Satzbetonung. Bei präteritalem Ausdruck liegt aber dieser Indikativ nicht vor. Es heißt nicht *er sagte, er war krank,* sondern *er wäre. Er war* würde das Gefühl der Tatsächlichkeit in der Vergangenheit mit sich führen (vgl. S. 68).

Bis jetzt ist nur von den Verben des Sagens die Rede

gewesen. Diese aber bilden nur eine Unterabteilung derjenigen, die man als Rahmenverba bezeichnen kann, weil sie nicht eine abgeschlossene Bedeutung für sich haben, sondern nur den Rahmen für den Inhalt der von ihnen abhängigen Sätze abgeben. Von diesen hat *wünschen* einen Konjunktiv nach sich, wie er auch im unabhängigen Satze vorliegt. Ebenso steht es bei *hoffen*, und danach haben sich Verba wie *wähnen* gerichtet, die nunmehr einen Konjunktiv nach sich haben, dem nicht mehr ein Gefühl des Wollens, sondern entsprechend dem Sinne des Hauptverbums ein Gefühl der Ungewißheit anhaftet. Es ist oben S. 74 gezeigt worden, daß der Sprechende ursprünglich diesen Konjunktiv nach Verben des Sagens gebrauchte, wenn er das Gesagte für falsch hielt, dann aber auch, wenn er nur die Meinung eines anderen mitteilte, ohne dazu Stellung zu nehmen. Dieser Konjunktiv, der auf die beschriebene Weise ein Kennzeichen der abhängigen Rede geworden ist, wurde nun auch nach solchen Verben angewendet, welche von Natur den Indikativ nach sich haben, z. B. *wissen*, denn wir sagen ja auch *er wußte, daß es so kommen würde.* Für das Gefühl des jetzt Sprechenden gibt es also einen Konjunktiv in Inhaltssätzen, der als gleichartig empfunden wird, und es ist eine scharfe Scheidung zwischen den Verben des Sagens und den übrigen Rahmenverben nicht mehr möglich.

Es bleibt noch etwas über den Anschluß der Inhaltssätze zu sagen. Dieser erfolgt entweder konjunktionslos (parataktisch) oder durch die Konjunktion *daß*. Die parataktische Form liegt im Gotischen nicht vor, ist in den übrigen alten Mundarten selten, nur im Hochdeutschen von Anfang an häufig. Sie mag aber ebenso altertümlich sein wie die andere. Im Neuhochdeutschen ist sie volkstümlicher und überwiegt in der Umgangssprache bei weitem. Sie hat aber eine Schranke, sie kann nämlich nicht nach einem Verbum von negativer

Bedeutung stehen, in welchem Falle *daß* angewendet werden muß. So heißt es z. B. im Götz, wo sonst der parataktische Ausdruck bei weitem häufiger ist, *ich glaubte nicht, daß er es erleben würde* 193, und auch jetzt können wir nur sagen *er leugnete, daß er es getan hätte,* nicht: *er leugnete, er hätte es getan.* Offenbar ist mit der Form des abhängigen Satzes, die in der Parataxe vorliegt, eine Art von Wirklichkeitsgefühl verbunden, das zu der negativen Bedeutung des Verbums nicht paßt. Dagegen kann die parataktische Form gewählt werden, wenn nicht die Bedeutung des Verbums in ihr Gegenteil verkehrt, sondern der Eintritt des Sagens in Abrede gestellt wird, z. B. *er hat nicht behauptet, er würde kommen.*

## II. Ausnahmesätze mit *es sei denn.*

Das germanische Verneinungswort lautet im Mittelhochdeutschen *ne (en, n)* vgl. S. 50. Es kann für die Verneinung in einem Satze genügen, z. B. *ich enmac* (ich kann nicht), in längeren Sätzen aber wird noch ein mit *ne* zusammengesetztes Wort hinzugefügt, z. B. *nicht, nie,* so daß die Verneinung doppelt gesetzt ist. Allmählich aber verschwand das körperlosere *ne,* und es blieb nur das andere Verneinungswort übrig. Um 1200 konnte man sagen *er engât niht* oder *er gât niht.* Dieses alte *ne* nun hatte in den sogenannten Ausnahmesätzen (Sätzen mit *es sei denn*) merkwürdige Schicksale, die hier erzählt werden sollen. Ich knüpfe an ein mittelhochdeutsches Musterbeispiel aus dem armen Heinrich Hartmanns von Aue an. Es heißt dort 204 *des sint ir iemer ungenesen, got enwelle der arzât wesen,* d. h. dem Sinne nach: „ihr werdet nie gesund werden, wenn Gott nicht selbst der Arzt sein will“. In diesen Gefügen steht der Ausnahmesatz gewöhnlich an zweiter Stelle. Der Hauptsatz konnte ursprünglich positiv oder negativ sein, mit der Zeit aber werden die negativen immer häufiger.

Im Ausnahmesatz war der Konjunktiv von *sein* besonders üblich.

In der alten Zeit ist das Verneinungswort in den Ausnahmesätzen notwendig, allmählich beginnt es zu schwinden. Zu LUTHERS Zeit ist es gar nicht mehr vorhanden. Ich führe einige Belege aus H. v. F. an, zuerst solche mit *ne,* dann solche ohne *ne.* Zur ersten Gattung gehören z. B. *ich inmac nicht rūmen diz vaz, Bartholomeus der enkome her,* B. komme denn her 185, 4; *du inmaht nicht gesehen, du engloubist* 154, 23; *mīn wort kumet nummer ītel heim, iz enbrenge* (es bringe denn) *frucht īn den di iz enphān* 106, 3; *daz si nicht keine vrowen solden nemen, si enwēre* (wäre denn) *ein juncvrowe* 16, 13; *dirre werke inwas ni kein alse kleine, iz enwēre* (es wäre denn gewesen) *grōz gnug* 4, 40 Der zweiten Gattung gehören z. B. an: *der weize wird nicht behalden* (aufbewahrt), *her werde sēre ūz geslagen ūz den sprūwen* er werde denn sehr herausgeschlagen 85, 10; *und ir kein ist, her habe ganze prediāte in diesem buche,* er habe denn, der nicht hätte 63, 20; *got der ingibit sich nummer genzlīchen der sēle, di sēle habe sich alrērst gote genzlīchen gegeben* 179, 36; *daz nirgen kein āder an sīme lībe was, si dōnete,* so daß nirgend eine Sehne an seinem Leibe war, die nicht getönt hätte 70, 25.

In den beiden hier angeführten Gattungen erscheint mit immer zunehmender Häufigkeit die Partikel *danne, denn,* und zwar nicht am Anfang des Satzes, sondern hinter dem Verbum. Beispiele für die erste Gattung sind: *wanne si nicht vorsant* (ausgeschickt) *werden, iz ensī danne umme grōze dinc* 208, 30; *der mag her ūz nicht kummen, er enhabe danne wāre rūwe* Reue 25, 35; *ich engloube nit daz Kristus erstanden sī, ich enrure danne* (es sei denn, daß ich anrühre) *mit mīner hant di wunden* 23, 29. Beispiele der zweiten Gattung sind: *iz inmac niman zeichen getun, her sī denne ein guter mensch* 101, 14; *ūze diseme vazze kume ich nicht, iz kumme danne Vitus here*

135, 28; *sō ist er nit schuldig wanne einest des jāres ze bīchtende* (einmal des Jahres zu beichten), *ez wēre denne, daz er wolte varn über mer* 274, 12; *du wīsest mir danne* (wenn du mir nicht zeigst) *den schatz, sō wil ich dich lāzen pīnegen mit unsprechlīcher pīne* 176, 5. So häufig bei LUTHER, z. B. *denn der Mann wird nicht rugen (ruhen), er bring's denn heute zu ende* Ruth 3, 18. In der jetzigen Schriftsprache wird die Ausdrucksweise als altertümlich empfunden, in der Umgangssprache ist sie fast verschwunden. Man sagt etwa noch *es müßte denn sein* statt des feierlichen *es sei denn.*

Die hiermit vorgetragenen Tatsachen fordern an mehreren Punkten zu einer Erklärung auf. Man möchte wissen, wie der Typus entstanden ist, wie es kam, daß das Verneinungswort verschwand, und was das *denn* zu bedeuten hat. Ueber den Ursprung besteht keine Uebereinstimmung der Meinungen. Mir scheint es natürlich, daß das Musterbeispiel so zu deuten ist: „ihr werdet nicht genesen, doch wolle Gott nicht der Arzt sein (in diesem Falle würdet ihr genesen)". Der Konj. Prät., der schon in alter Zeit vorkommt, dürfte sich eingestellt haben, wenn man die größere Unwahrscheinlichkeit des Eintritts zum Ausdruck bringen wollte, wie es nach der Bemerkung von CURME S. 223 jetzt geschieht, wenn wir sagen, *ich tue es nicht, es wäre denn, daß er kommen und mich darum bitten sollte* gegen *es sei denn.* Der Wegfall des Verneinungswortes ist jedenfalls durch seinen geringen Lautgehalt begünstigt worden, wurde aber in der Hauptsache dadurch herbeigeführt, daß neu hinzutretende Sprechende die Verneinung in einem Satze, dessen Eintritt man doch in vielen Fällen in Aussicht nahm, als störend empfanden. Dann fehlte allerdings etwas wie unser *außer.* Dieser Gedanke aber fand allmählich bei dem *denn* ein Unterkommen. *Danne, denn* bedeutet ursprünglich „zu der (erwähnten, in Frage stehenden) Zeit", wird dieser Bedeutung gemäß gewohnheitsmäßig in

immer wiederkehrenden Satzlagen gebraucht und von den Sprechenden mehr und mehr als Träger der Gedankenverhältnisse empfunden, die zu der Satzlage gehören, ohne sonst besonders bezeichnet zu sein. So sagte man etwa *ich habe dich schon mehrmals gerufen, warum kommst du denn* (zu der sich ergebenden Zeit, unter den vorliegenden Umständen) *nicht?* Dann übertrug man es auch auf Fälle, wo das Gedankenverhältnis nicht so unmittelbar zutage liegt, und empfand schließlich *denn* als Zubehör von Fragesätzen und konnte nun ohne fühlbaren Unterschied sagen *wie geht es dir?* und *wie geht es dir denn?* Auch in unserem Falle muß man von der zeitlichen Grundbedeutung von *denn* ausgehen. In dem Satze *wir sīn vil ungescheiden, ez entuo dan der tōt* wir scheiden uns nicht, es tue denn der Tod Nib. 1284 heißt also *dan* eigentlich „zu der Zeit, von der die Rede ist, wenn es mit uns zu Ende geht", und könnte auch fehlen. Ebenso in Fällen wie *ich engloube nit, daz Kristus erstanden sī, ich enrure danne* (zu der Zeit, von der die Rede ist, nämlich nach der tatsächlichen Auferstehung) *mit mīner hant di wunden* H. v. F. 23, 30. Es wurde dann um so mehr zum ständigen Begleiter des Ausnahmesatzes und damit als ein Zeichen des Ausnahmegedankens gefühlt, als der Ausnahmesatz sprachlich sonst nur mangelhaft gekennzeichnet war.

Die vorgetragene Geschichte der Ausnahmesätze ist lehrreich, weil man aus ihr ersieht, wie der Gesamtsinn eines Satzgefüges auf ein einzelnes Wort wirken kann: ein an sich so wichtiges Wort wie die Negation ist unter dieser Einwirkung schließlich ganz aufgegeben worden, und eine Partikel hat einen besonderen, ihr ursprünglich nicht anhaftenden Sinn erhalten. Das Gleiche ist bei zahlreichen Partikeln und Konjunktionen geschehen.

---

## Anhang.

## Elliptische Perioden.

Sehr häufig werden, namentlich in der Umgangssprache, die Hauptsätze zweigliedriger Perioden weggelassen, ohne daß doch die Verständlichkeit des Ganzen darunter leidet. Dabei sind gelegentliche und gewohnheitsmäßige Weglassungen zu unterscheiden. Eine gelegentliche Weglassung wäre z. B. *wer nicht hören will (muß fühlen)*, allenfalls auch *wer's glaubt (wird selig)*, obgleich man hier auch *ist dumm* oder etwas Aehnliches ergänzen könnte. Insofern bietet dieses Beispiel einen Uebergang zu den gewohnheitsmäßigen Ellipsen, denn es ist ein wichtiger Unterschied beider Arten, daß bei den gelegentlichen Ellipsen der weggelassene Satz seinem Wortlaut nach vorschwebt, bei den anderen aber nur in allgemeinen Umrissen. Die bei gewohnheitsmäßigen Ellipsen übrig bleibenden Sätze pflegen mit *wer* und was dazugehört (*was, wie* usw.), mit *daß, ob* oder *wenn* zu beginnen. Ich führe einige Belege aus der heutigen Sprache an, die sich ganz außerordentlich vermehren ließen:

1) *wer* usw. *Wer die alten Zeiten vergessen könnte!; was das nur sein mag!; was die Neugier nicht alles tut!; was ich wohl in meiner rechten Hand habe?! (möchtest du wohl gerne wissen?); wie du willst; wie hübsch sie heute wieder aussieht!; wie glücklich wir alle sein könnten!; wie schrecklich das alles ist!; wo unsere Gäste nur bleiben?; woher er nur das alles weiß?; wozu das in aller Welt nützen soll?; warum er mir nur den Gefallen nicht tun will?*

2) *daß. Daß die Lebensmittel auch gar nicht billiger werden!; daß du auch niemals verständig wirst!; daß du dich nicht unterstehst, etwas zu verraten!;* was bei *daß ich's nur gerade heraus sage* zu ergänzen ist, ist nicht ganz klar;

*ach daß ich ihn noch einmal sehen könnte!; o daß du dich täuschtest!*

3) *ob* und *als ob. Ob er wohl kommt?; ob der Regen wohl aufgehört hat?; ob ich das wohl nehmen darf? (dürfte); als ob ich nicht wüßte, was du willst.*

4) *wenn, als wenn. Wenn ich daran denke, wie es früher war; wenn es nur nicht mißlingt; wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist; wenn die Sache nur sicher wäre; wenn's ihm aber jemand verraten hätte; als wenn's eine Sünde wäre.*

An diese vier üblichen Arten schließen sich noch Sätze mit *zu*, z. B. *nein so zu lügen!; einem Kinde aber auch so viel Geld anzuvertrauen!*

Alle angeführten Ellipsen sind gewohnheitsmäßig, aber nicht notwendig, z. B. kann man auch sagen *wie schrecklich das alles ist, läßt sich gar nicht aussprechen.* Es ist wohl natürlich, daß man bei ruhigerer Darstellung den vollständigen Ausdruck wählt, bei lebhafterer den abgekürzten. Hierüber und über anderes, was an dieser Stelle nicht berührt worden ist, werden erst planmäßig angestellte Sammlungen den erwünschten Aufschluß geben (vgl. jetzt Paul 4, 327).

---

## Zusammenfassung.

Wenn ein Schriftsteller am Ende seiner Arbeit angekommen ist, faßt er gern noch einmal für den Leser zusammen, was er erstrebt und, wenn das Glück gut ist, auch zum Teil erreicht hat.

Im vorliegenden Falle handelt es sich zunächst um die Frage, warum gerade ein kleiner Ausschnitt des Germanischen nämlich das Neuhochdeutsche als Grundlage für eine psychologische und geschichtliche Sprachbetrachtung gewählt worden ist. Um das zu verstehen, muß man einen Blick werfen auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft, wie ich sie in meiner Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen geschildert habe. Die psychologische Auffassung der Sprache hat erst langsam Gestalt gewonnen, aber ein großartiger Anlauf zur geschichtlichen Betrachtung liegt in der sogenannten Sprachvergleichung vor. In dieser Wissenschaft hielt man sich zunächst an diejenigen Sprachen, deren Literatur uns aus verhältnismäßig alter Zeit überliefert ist, nämlich das Sanskrit, Griechische und Lateinische, und innerhalb dieser Literaturen an die ältesten Schichten, so im Sanskrit an den sogenannten Veda, und im Griechischen an Homer. Das war natürlich. Man hatte die Absicht, die indogermanische Ursprache, in welcher alle nach rückwärts führenden Linien zusammenlaufen, zu erschließen und von da aus wieder zu den einzelnen Sprachen vorzuschreiten. Bei diesem Geschäft waren natürlich die ältesten Aufzeichnungen die willkommensten. Es kam aber noch etwas anderes hinzu, von dem man sich nicht immer Rechenschaft gab, nämlich das Gefühl, daß in dem ältesten Schrifttum eine dem Anfang aller Dinge nähere, reinere, edlere, noch unentstellte Form der Sprache vorliege. Allmählich aber kam man von diesen Vorstellungen zurück. Die Zeiträume, um die es sich

handelt, so sagte man sich, sind so ungeheuer, daß es auf ein paar Jahrtausende nicht ankommt, und ferner wurde man gewahr, daß schon im ältesten Sanskrit und Griechischen Schriftsprachen vorliegen, welche sich von den jedesmaligen Volkssprachen schon weit entfernt haben und also nur mäßig geeignet sind, in das Wesen der ursprünglichsten Sprache tiefere Einblicke zu gewähren. Im Gegensatz dazu lernte man den Wert der gegenwärtigen Sprachen höher einschätzen. Das geschah, wie ich denke, hauptsächlich durch die glänzende Entwicklung der romanischen Philologie. Zuerst meinte man, daß die romanischen Sprachen eine mehr oder weniger kümmerliche Entartung des Lateinischen darstellten. Dann sah man ein, daß auch hier gesetzmäßige Entwicklung vorliegt, und es wird allgemein zugestanden, daß wir an den romanischen und anderen lebenden Sprachen vieles für die alten Sprachen gelernt haben, z. B. in der Lautlehre. Aehnlich wie mit dem Romanischen, aber auch nur ähnlich, verhält es sich mit dem Germanischen, denn es ist nicht zu leugnen, daß in dem gelehrten Betrieb das Gotische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche vor dem Neuhochdeutschen ungebührlich bevorzugt worden sind.

Diese und ähnliche Erfahrungen haben uns dazu geführt, das Wesen und die Entwicklungsgesetze der Sprachen möglichst an den lebenden zu erforschen, und haben den Verfasser dieser Schrift, der selbst zu den Sprachvergleichern gehört, veranlaßt, seine eigene Muttersprache und in dieser die Umgangssprache zur Grundlage seiner Darstellung zu wählen.

Demnach entfernt sich die vorliegende neuhochdeutsche Syntax von den Schulgrammatiken, welche lehren, wie gesprochen und geschrieben werden soll, nähert sich aber den Werken von Heyse, Blatz, Sütterlin u. a., welche ich in der Einleitung nicht genannt habe, weil ich annehme, daß diese ausgezeichneten Arbeiten meinen Lesern bekannt sind.

Im Anschluß an die psychologischen Erörterungen, welche in diesem Buche reichlicher ausgefallen sind, als es sonst in Grammatiken der Fall zu sein pflegt, muß die Frage nach dem Verhältnis der Logik zur Grammatik auftauchen. Wenn wir das Wort Logik verwenden, haben wir nicht das vernünftige Denken überhaupt im Sinne, denn es bedarf keines Beweises, daß dieses in der Grammatik ebenso gut eine Rolle spielt, wie in den Köpfen derjenigen, welche die Sprache bilden und umbilden. Wir meinen vielmehr die Logik als Kunstlehre des Denkens, in welcher von Begriffen, Urteilen und Schlüssen gehandelt wird. Diese nun ist, wie zuerst H. Steinthal mit klarem wissenschaftlichen Bewußtsein eindringlich gelehrt hat, von der Grammatik durchaus fernzuhalten. Man hat zwar oft in Wörterbüchern versucht, die geschichtliche Entwicklung eines Wortbegriffes als logische Abfolge darzustellen, aber ohne Erfolg. Der Bedeutungswandel der Wörter vollzieht sich, wie ich noch vor kurzem in meiner Einleitung in das Sprachstudium gezeigt habe, nach recht verschiedenen Gesichtspunkten. So fügt man etwa einem Worte dasjenige hinzu, was in der Natur zu dem ursprünglich gemeinten Gegenstande hinzugekommen ist, z. B. in *Korn*, oder man benennt einen neu auftauchenden Gegenstand nach einer oft fern abliegenden Aehnlichkeit mit einem bekannten, z. B. den *Hahn* am Fasse nach dem Vogel, oder man überträgt einen Ausdruck von einem Sinnengebiet auf ein anderes, z. B. *grell* von dem Ton auf die Farbe, und was dergleichen Veränderungen mehr sind. Ueberall aber handelt es sich um assoziative, nicht um logische Vorgänge. Was die Urteile betrifft, so hat man lange Zeit einen Satz für das sprachliche Abbild eines logischen Urteils erklärt. Jetzt haben wir eingesehen, und habe ich in meiner obigen Darstellung ausgeführt, daß das falsch ist. Nur bei ganz wenigen Satzarten, wie den im Präsens ausgesprochenen allgemeinen

Behauptungen, z. B. *die Erde ist rund,* trifft die Vergleichung zu. Für die Tempora und Modi des Verbums, für Aktivum und Passivum gibt es in der Logik keinen Platz, und wie sollte es vollends möglich sein, Sätze wie *komm* in die logische Gestalt hineinzuzwängen. Daß endlich die Perioden sich nicht mit den Schlüssen decken, bedarf keiner Ausführung. Sodann ist an dieser Stelle das Gebiet der sogenannten Völkerpsychologie wenigstens zu streifen. Forscher wie W. v. Humboldt sprechen oft von dem Volksgeist, wofür man dann auch Volksseele gesagt hat, indem es auf den Unterschied dieser beiden Begriffe hier nicht ankommt. Humboldt versteht darunter eine lebendig wirkende Kraft, aus welcher die bezeichnenden Eigentümlichkeiten eines Volkes auf den verschiedenen Lebensgebieten hervorgehen. Was die Sprache betrifft, so erklärt er sie gelegentlich für geradezu identisch mit dem Volksgeist. Es fragt sich, was eine nüchterne Betrachtung unter diesem Begriffe zu verstehen hat. Zunächst ist wohl klar, daß der Volksgeist sich zu dem Volke nicht ebenso verhalten kann, wie ein Einzelgeist zu einem Einzelnen. Eine menschliche Seele hat eine körperliche Grundlage, die durch ein von anderen Wesen abgesondertes Einzelwesen gebildet wird. Nun gibt es keinen Volkskörper und kein Volksgehirn, wie es Einzelkörper und Einzelgehirne gibt. Es ist also nichts vorhanden, worin der Volksgeist seinen Sitz haben könnte, wenn man nicht die Gesamtheit der Volksgenossen als solchen annimmt, und dazu sieht man sich in der Tat gezwungen. Unter Volksgeist kann man, wie ich meine, nichts anderes verstehen als einen gemeinsamen geistigen Inhalt bei den eine Einheit bildenden Volksgenossen oder wenigstens den führenden Menschen unter ihnen. Dieser Inhalt bezieht sich auf gewisse, hier nicht näher auszuführende geistige Gebiete. Wenn es sich nun so verhält, und ich wüßte nicht, wie es sich anders verhalten sollte, so ent-

steht die Frage, ob und inwieweit der so aufgefaßte Volksgeist eine schöpferische Kraft sein kann. Diese Frage ist schwierig und nicht mit einem glatten *nein* oder *ja* zu beantworten. Man stößt dabei notwendig auf die Untersuchung darüber, unter welchen Umständen Veränderungen in der Sprache eintreten. Geschieht das durch einen gemeinsamen gleichzeitigen Antrieb in den Seelen der Volksgenossen? Oder führt ein Einzelner oder einzelne den Reigen an, und wird dann das Neue auf dem Wege des Verkehrs den vielen zugeführt? Das mag auf verschiedenen Gebieten der Sprache verschieden sein. Wie es kommt, daß die Laute sich verändern, wissen wir in einem unanfechtbaren Satze nicht zu sagen. In der Formenlehre spielt die Analogie eine entscheidende Rolle, wie wenn wir z. B. statt *ich reit, wir ritten* jetzt sagen *ich ritt, wir ritten*. Nun ist die Einwirkung einer Form auf eine ähnliche gewiß eine uralte Erscheinung und auf allen möglichen Sprachgebieten zu beobachten. Warum sie aber zu einer gewissen Zeit und an einem bestimmten Ort in Wirksamkeit getreten ist, warum die Menschen gerade dort und damals von dem gedächtnismäßig Ueberlieferten abwichen, wissen wir nicht genau zu sagen. Das aber ist klar, daß zuerst einzelne Menschen *ich ritt, wir ritten* sagten und es dann andere von ihnen lernten. Daß bei den syntaktischen Veränderungen der Einzelne die Führerschaft hat, ist in dieser Schrift wiederholt gezeigt worden. Wenn demnach auch im allgemeinen feststeht, daß der Einzelne bei den erwähnten Sprachveränderungen der Anführer ist, so ist doch selbstverständlich festzuhalten, daß der Einzelne nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft tätig sein kann. Wir sprechen nur deshalb, weil andere da sind, denen wir etwas zu sagen haben.

Der dritte hierhergehörige Gesichtspunkt ist der geschichtliche. Warum — so fragen wir — verändern sich die Sprachen? Warum bleiben die Laute, Bedeutungen,

Formen und Wendungen nicht dieselben, die sie von Anfang an waren? Unter den hiermit bezeichneten Aufgaben ist die lautliche am meisten behandelt worden, doch ist, wie eben bemerkt worden ist, eine vollkommen befriedigende, in einen einfachen Satz zu fassende Erklärung bisher nicht erzielt worden. Ueber die Gründe der Bedeutungsveränderungen ist ebenfalls soeben schon etwas beigebracht worden. Außerordentlich häufig ist der Fall, daß das bezeichnete Außending sich ändert und dieser veränderte Inhalt in die Bedeutung aufgenommen wird. So war *Hof* ursprünglich ein zu einem Gebäude gehöriges Stück Land. Wenn aber das Gebäude ein fürstliches war und auf dem Hofe Untergebene wohnten, so dachte man bei dem Worte *Hof* häufig nur an die letzteren und *Hof* hat jetzt eine zweite, von der ersten abweichende Bedeutung erhalten. Ebenso häufig aber kommt der Anstoß nicht aus der Umwelt, sondern aus dem Inneren des Sprechenden, wo die Wortbedeutungen sich berühren und Einfluß aufeinander ausüben. Beispiele sind bereits beigebracht. Hier sei noch auf *fahren* hingewiesen. Dieses Verbum hatte ursprünglich eine sehr weit umfassende Bedeutung, von der wir noch Reste besitzen, z. B. *aus der Haut fahren,* ist dann aber durch die Konkurrenz anderer Verba der Bewegung, deren jedes seine gewohnheitsmäßigen Wortverbindungen fand, auf sein jetziges Gebiet beschränkt worden. Was die Formen angeht, so sind die Gründe der Veränderung mannigfaltig. So sind z. B. Kasus zusammengefallen, weil die Lautgestalt der Endungen sich im Laufe der Zeit nicht mehr hinreichend unterschied, andererseits weil die Bedeutungen ineinander flossen. Wie groß die Wirkung der Analogie gewesen ist, haben wir bei *reit* und *ritten* gesehen. Die zu einem Paradigma (Abwandlung) gehörigen Formen waren ursprünglich deutlich geschieden, wurden dann aber im Laufe der Zeit einander vielfach an-

genähert. Endlich die Wendungen. Wie in dieser Schrift wiederholt gezeigt worden ist, lernen die neu eintretenden Sprachgenossen überlieferte Ausdrucksformen, nehmen aber an ihnen vielfach Veränderungen vor, namentlich deshalb, weil innerlich naheliegende einen Einfluß ausüben. Es sei insbesondere auf das Kapitel über den Konjunktiv verwiesen. Auch darauf mache ich hier noch einmal aufmerksam, daß einzelne Wörter, z. B. Konjunktionen, allmählich dazu kommen, den Sinn eines Satzes in sich widerzuspiegeln und dadurch Träger von Satzgedanken zu werden. Man denke etwa an die Partikel *denn* in *es sei denn.* Damit kommt denn eine Humboldtsche Beschreibung der Sprache zu ihrem Recht, welche so lautet: „Die Sprache ist die sich immer wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen".

Endlich möchte ich noch über die Auswahl des Stoffes mit ein paar Worten Rechenschaft ablegen. Ein Teil des Gebotenen war notwendig, so mußte über die Gemeinsprache und die Umgangssprache, über die psychologische Grundlegung und den Begriff der Syntax gesprochen werden. In dem geschichtlichen Teil ist die Auswahl willkürlich, aber nicht grundlos. Die Wortstellung habe ich etwas eingehender behandelt, weil ich der Ansicht bin, daß auch ein ungelehrter Beobachter sich auf diesem Gebiete durch Feststellung von Tatsachen nützlich machen kann. Die Abschnitte über *sein* und *haben* und die verschiedenen Formen des Adjektivums sollen zeigen, daß durchaus nicht alles in unserer Sprache feststeht, daß die Regeln der Grammatik oft nicht ausreichen, und wir sehr vieles lediglich mit dem Gedächtnis aufnehmen müssen. Endlich die Kapitel über den Konjunktiv und das Satzgefüge mögen den Wert und die Wichtigkeit einer geschichtlichen Betrachtung erläutern.

# Verzeichnis angeführter Schriften.

Adelung, J. Ch., Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache. Leipzig 1782.

Curme, G. O., A Grammar of the German Language. New York and London, The Macmillan Company, 1905.

Delbrück, B., Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen. 6. Aufl. Leipzig 1919.

— Germanische Syntax V. Germanische Konjunktionssätze. Des 36. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der sächsischen Akademie der Wissenschaften No. 4. Leipzig B. G. Teubner 1919.

Götz von Berlichingen ist angeführt nach: Der junge Goethe. Leipzig bei Hirzel 1875.

Gregor = Hartmann von Aue, Gregorius. Hsg. von H. Paul, Halle 1882.

Armer Heinrich = Hartmann von Aue, Der arme Heinrich. Hsg. von H. Paul, Halle 1907.

Herbort = Herborts von Fritzlar liet von Troye. Hsg. von G. K. Frommann. Quedlinburg 1837.

H. v. F. = Hermann von Fritslar in: Pfeiffer, Deutsche Mystiker, Bd. 1. Leipzig 1845.

Heyse, J. C. A., Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache, Bd. 1 u. 2. Hannover 1838.

Iwein = Hartmann von Aue, Iwein, mit Anmerkungen von G. F. Benecke und K. Lachmann. Berlin 1877.

Kehrein, J., Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhunderts. Leipzig 1863.

Kretschmer, P., Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen 1918.

Die nichtbiblischen Anführungen Lutherscher Worte stammen aus: Martin Luther an den christlichen Adel deutscher Nation. Hsg. von W. Braune. Halle 1897.

Michels, V., Mittelhochdeutsches Elementarbuch, 2. Aufl. Heidelberg 1912.

Der Nibelunge Nōt. Hsg. von Karl Bartsch. Leipzig 1870.

Parz. = Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Hsg. von Ernst Martin. Halle 1900.

Paul, H., Deutsche Grammatik, 1—4. Halle 1916 ff.

— Deutsches Wörterbuch, 2. Aufl. Halle 1908.

— Mittelhochdeutsche Grammatik, 7. Aufl. Halle 1908.

— Die Umschreibung des Perfektums mit *haben* und *sein*, s. S. 21.

Reinh. = Reinhart Fuchs. Hsg. von J. Grimm. Berlin 1834.

Sanders, D., Satzbau und Wortfolge in der deutschen Sprache. Weimar 1895.

Troj. = Konrad von Würzburg, Trojanischer Krieg. Hsg. von Keller. Stuttgart 1858.

Walther = Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, 3. Ausgabe von Karl Lachmann, besorgt von Moritz Haupt. Berlin bei Reimer 1853.

Frommannsche Buchdruckerei (Hermann Pohle) in Jena. — 4837

